Schorndorf.

Buchbinderei
und
Leihbibliothek
von
Louis Euchner.

Schmid
122

282

Mosman fecit.

(Schmid, Christoph) [von]:

Euſtachius.

Eine Geſchichte
der
chriſtlichen Vorzeit,
neu erzählt
für
die Chriſten unſerer Zeit

Stadtbibliothek Augsburg

von dem
Verfaſſer der Genovefa.

Mit einem Titelkupfer.

Reutlingen,
in der J. N. Enßlin'ſchen Buchhandlung.
1828.

Stadtbibliothek
Augsburg

1954. 1613

Approbation.

Das

Biſchöfliche Ordinariat Augsburg.

Euſtachius, eine Geſchichte der chriſtlichen Vorzeit, neu erzählt für die Chriſten unſerer Zeit, von dem Verfaſſer der Genovefa (Herrn Chriſtoph v. Schmid, jetzt Domkapitular in Augsburg), enthält nichts gegen die chriſtkatholiſche Glaubens- und Sittenlehre; wohl aber iſt das Leſen dieſer Geſchichte wegen ihres lehrreichen und erbaulichen Inhaltes den Chriſten vorzüglich zu empfeh-

ten, demnach wird dieſelbe des Druckens würdig erachtet.

Augsburg, den 30. May 1817.

Dr. Joſeph von Weber,
Generalvikar.

Joſeph Anton Ried,
G. V. Sekretär.

Vorrede.

Was in der Vorrede zur Geſchichte der Genovefa geſagt worden, gilt auch von der gegenwärtigen Geſchichte des heiligen Euſtachius, die in vieler Hinſicht ein Seitenſtück zu jener ſeyn dürfte.

Die Hauptbegebenheiten haben die Wahrheit einer Geſchichte.

Mehrere gelehrte und berühmte Geſchichtforſcher, als Leo Allatius, Combeſiſius, Athanaſius Kircherus, Baronius, Papebrochius, Tillemont, Baillet und andere, haben ſich zwar über die griechiſche Urkunde dieſer Geſchichte ſehr verſchieden geäußert. Allein der Verfaſſer der vorliegenden Erzählung

ſuchte zwiſchen dieſen entgegengeſetzten Meynungen die Mitte zu halten, und hofft ſo der Wahrheit am nächſten gekommen zu ſeyn. Einwendungen von Wichtigkeit dürften in dieſer Bearbeitung von ſelbſt hinweg fallen. Uebrigens konnte und wollte er in ſeine Erzählung keine gelehrte Unterſuchungen und kritiſche Bemerkungen aufnehmen, indem ſeine Abſicht vorzüglich dahin geht, den chriſtlichen Leſer zu erbauen, und alſo ein ſolcher Aufwand von Gelehrſamkeit ganz und gar am unrechten Orte angebracht ſeyn würde.

Den Nebenumſtänden bemühte ſich der Verfaſſer die Wahrheit eines Gemäldes zu geben.

Einige dieſer Umſtände gehen aus der Verbindung der Hauptbegebenheiten und der Denkungsart der handelnden Perſonen ſo nothwendig hervor, daß ſie jeder nachdenkende Leſer bey näherer Erwägung der geſchichtlichen Urkunde höchſt wahrſcheinlich finden müßte; andere Umſtände ſind aus verſchiede-

nen alten Schriften genommen, die über die Geſchichte jener Zeit einiges Licht verbreiten; noch andere kleine Umſtände ſind ſo unbedeutend, daß ſich nichts von ihnen ſagen läßt, als ſie ſeyen zur lebhaften und rührenden Darſtellung einer Begebenheit nun einmal unentbehrlich.

Eine ſolche Darſtellung, aus der beſonders der hohe Werth des Chriſtenthumes hervorleuchte, ſeinen verehrten Leſern zu geben, war das aufrichtige Beſtreben des Verfaſſers, und was er dort in der Vorrede zur Genovefa ſagte, wiederholt er auch hier: „Eine einzige Thräne der frommen Rührung, der Beruhigung in ähnlichen Leiden, des frommen Vertrauens auf Gott wird ihm der ſchönſte Lohn ſeyn, den er ſich hier auf Erden nur immer wünſchen kann.“

Stadion im Oktober 1826.

Der Verfaſſer.

nen alten Schriften genommen, die über die Geſchichte jener Zeit einiges Licht verbreiten; noch andere kleine Umſtände ſind ſo unbedeutend, daß ich nichts von ihnen ſagen kann, als ſie ſeyen zur [illegible] Darſtellung einer Begebenheit nun einmal unentbehrlich.

Eine ſolche Darſtellung, aus der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] im [illegible]

Der Verfaſſer.

Erſtes Kapitel.

Im Kreuze iſt Heil.

Hundert Jahre nachdem Chriſtus geboren war, unter der Regierung des Römiſchen Kaiſers Trajan, lebte der Feldherr Plazidus, der unter dem Namen Euſtachius in der ganzen chriſtlichen Welt bekannt worden. Er hatte die Parther, die Feinde Roms, in mehreren Schlachten beſiegt und ſich großen Ruhm erworben. Nachdem der Friede hergeſtellt war, begab er ſich, fern von dem kaiſerlichen Hofe, auf ſein abgelegenes Landgut. Hier, in ſeinem väterlichen Hauſe, das in der edlen Römiſchen Bauart aufgeführt und von Gärten und Weinbergen, Wieſen und Kornfeldern umgeben war, fühlte er ſich glücklicher, als in Rom, der damaligen Hauptſtadt der Welt. Die unermeßliche Pracht und Verſchwendung, die damals in Rom herrſchten und dieſer Stadt in der Folge den Untergang zuzogen, waren ihm zuwider. Er blieb den einfachen Sitten ſeiner Väter, der alten Römer, getreu. Obwohl er große Reichthümer beſaß, ſo erblickte man in ſeiner Wohnung dennoch nichts von unnöthigen und koſtbaren Geräthſchaften, und auf ſeine Tafel kamen keine überflüßige Gerichte. Nur Ordnung, Reinlichkeit und eine ſehr einfache, jedoch ſeinem Stande gemäße Einrichtung gaben ſeiner Wohnung einen eigenthümlichen Glanz. Er war von altem Römiſchen Adel; allein ſeine edlen Geſinnungen adelten ihn noch mehr. Seine Gemahlin, eine Frau von großer Schönheit und ungemeiner Anmuth, war ihm ſowohl an Adel der Geburt — als der Geſinnungen vollkommen gleich. Man konnte wohl in dem ganzen weiten Römerreiche kaum ein vortrefflichers und glücklichers Ehepaar finden — und was ihre Glückſeligkeit auf Erden vollendete, waren zwey liebenswürdige, hoffnungsvolle Knaben. Der ältere Knabe war an edler Geſichtsbildung dem Vater ähnlich; in dem lieblichen Ge-

ſichtchen des jüngern erkannte man ſogleich die ſanften Züge der Mutter; das Betragen beyder Knaben aber zeigte, daß ſie einſt beyde an Edelſinn und Tugend ihren Aeltern gleichen würden. Der Morgen ihres Lebens verſprach den ſchönſten Tag.

Einen ſo großen Ruhm ſich Euſtachius zur Zeit des Krieges durch ſeine Tapferkeit als Feldherr erworben hatte; ſo rühmlich zeichnete er ſich jetzt zur Zeit des Friedens durch ſeine Menſchenfreundlichkeit gegen ſeine Untergebenen, und ſeine Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen aus. Er hielt zur Beſtellung ſeiner vielen Feldgüter und zu Beſorgung ſeiner zahlreichen Heerden eine Menge Knechte und Mägde, die nach damaliger Verfaſſung ſeine Sklaven und Sklavinnen waren. Allein er war ihnen ein milder Herr; er ehrte in ihnen die menſchliche Natur und that alles, ſie zu guten Menſchen zu bilden, ihnen das Loos der Dienſtbarkeit zu erleichtern, und ſie glücklich zu machen. Oefter im Jahre, zu Anfang des Frühlings, zur Erntezeit, zur Zeit der Weinleſe, und im Spätherbſte, wenn alle Feldarbeiten geendet waren und das Jahr ſich zur Ruhe des Winters neigte, gab er ihnen ländliche Feſte; und man ſah ihn nie vergnügter, als wenn er alle ſeine Untergebene um ſich her recht froh und fröhlich ſah. Er betrachtete alle als Eine ihm angehörige Familie und fühlte ſich in ihrer Mitte ſo glücklich, wie ein liebevoller Vater in der Mitte ſeiner Kinder. Mit wohlwollenden Blicken ſchaute er umher, ob nicht dieſem oder jenem etwas abgehe, und ermunterte alle mit freundlichen Worten zur Freude. Mehreren ſeiner Sklaven und Sklavinnen ſchenkte er die Freiheit, ſobald er ſie für fähig hielt, ein ſolches Glück zu ertragen, und er gab ihnen überdieß noch ein kleines Gütchen dazu, das ſie nun auf ihre eigne Rechnung bauen konnten und wovon ſie ihm nur geringe Abgaben zu leiſten hatten. Manchem tapferen Krieger, der unter ihm gedient hatte, wies er ein Stück Ackerfeld an und ließ ihm ein Haus bauen, damit derſelbe nach blutigen Schlachten nun am eignen Heerde das Glück des Friedens genießen möge. Viele auswärtige Unglückliche nahmen ihre Zuflucht zu ihm; und er ließ, ſo viel es an ihm lag, keinen Einzigen ohne Troſt und Hülfe zurückkehren. Seine Reichthümer freuten ihn blos, weil er Andere damit beglücken konnte, und er rechnete es ſich zur Ehre, mit eben der Hand, die das Schwert ſo rühm-

lich geführt hatte, nun Wohlthaten unter die Dürftigen auszutheilen. Als einſt bey dem Feſte des wiederkehrenden Frühlings einige dankbare Landleute, die er aus groſſer Noth errettet hatte, bis zu Thränen gerührt, ihm und ſeiner Gemahlin einen Blumenkranz darbrachten, ſprach er zu ſeiner Gemahlin: „Der blutbeſpritzte Lorbeerkranz mag immerhin für ruhmvoller gehalten werden; allein ein ſolcher Blumenkranz dünkt mich doch lieblicher und erfreulicher; denn ſieh — er glänzt nur von Thränen des Dankes!“

Die weit ausgedehnten Beſitzungen des edlen Feldherrn waren zwiſchen den alten Städten Tibur und Präneſte gelegen, und von einer Seite mit einem waldigen Gebirge begränzt, in dem ſich eine Menge Gewild aufhielt. Euſtachius fand Vergnügen daran, hier zu jagen, indem er die Jagd mit ihren Gefahren und Beſchwerden als eine Art von Krieg anſah, die ihn in Uebung erhielt, damit er, wenn er wieder zu Felde ziehen müßte, zum Kriege nicht untauglich ſeyn möchte. Seit einiger Zeit ſchien er dieſem Vergnügen mehr nachzuhängen, als ſonſt. Er brachte manchmal zwey bis drey Tage in den waldigen Bergen zu, und übernachtete ſogar dort unter dichten Bäumen oder in einer Felſenhöhle. Allein ihm war es gerade jetzt am wenigſten um das Vergnügen der Jagd zu thun. Ihn beſchäftigten ganz andere Angelegenheiten; in ſeinem Innerſten ging eine große Veränderung vor. Euſtachius fing an, jetzt da der Friede ihm mehr Zeit dazu ließ, über die Bedeutung des menſchlichen Lebens, über die Beſtimmung, das Ziel und Ende des Menſchen ernſtlicher nachzudenken. Die Finſterniß und tiefe Stille der Wälder, wo ihn niemand, ſelbſt nicht die zärtliche Gattin und die fröhlichen Kinder in ſeinen Betrachtungen ſtörten, fand er dazu am meiſten geeignet. Oft meynten ſeine Jagdgenoſſen, er habe ſich blos in Verfolgung eines Stück Wildes von ihnen entfernt; er aber ſaß irgend im Schatten dichter Bäume auf einem umgeſtürzten Baumſtamme und ſann über wichtigere Dinge nach. Der große Kampf zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum hatte damals längſt begonnen und bewegte überall die Welt. Die Heiden bedienten ſich all ihrer Macht, des Feuers und des Schwertes, um die Chriſten auszurotten. Die Chriſten hatten ihnen nichts entgegen zu ſetzen, als ruhige Vernunft und anſpruchsloſe Weisheit, als Glauben an

Gott und ihren Erlöſer, Hofnung eines beſſern Lebens und Liebe gegen alle Menſchen, ſelbſt gegen ihre Verfolger. Unzählige wurden hingerichtet, ja mit den grauſamſten Peinen zu Tode gefoltert. Und dennoch vermehrte ſich die Zahl der Chriſten auf eine wunderbare Weiſe. Das Chriſtenthum verbreitete ſich nicht nur in alle Städte, ſondern auch in die Dörfer und einzelnen Landhäuſer. In vielen Gegenden ſtanden die heidniſchen Tempel beinahe verlaſſen, auf ihren Altären wurde nicht mehr geopfert, und die Opferthiere fanden keine Käufer mehr. Selbſt am Hofe des Kaiſers und unter dem Kriegsheere waren viele dem chriſtlichen Glauben ergeben.

Euſtachius ſah die Thorheit des heidniſchen Götzendienſtes immer mehr ein. Er verabſcheute die Grauſamkeit, mit der man die Chriſten verfolgte; er hatte manche Chriſten in Schutz genommen und ihnen durch ſein Anſehen das Leben gerettet; er wußte, daß ſelbſt unter ſeinen Untergebenen ſich Chriſten befanden, und erwies ſich gegen ſie ſehr gütig. Allein er ſelbſt war zur Zeit noch kein Chriſt. Er kannte das Chriſtenthum noch zu wenig, um es nach Verdienſt zu ſchätzen und lieb zu gewinnen.

Eines Tages nun hatte er, von vielen Jagdliebhabern und einem zahlreichen Gefolge begleitet, ſich wieder auf die Jagd begeben. Die Jagdgeſellſchaft zerſtreute ſich in kleinere Schaaren durch das Gebirg. Eine Menge Wild wurde erlegt. Gegen Abend jagte Euſtachius noch einen ungemein großen Hirſch auf, verfolgte ihn ſehr eifrig zu Pferd, und entfernte ſich weit von ſeinen Gefährten. Allein herabhängende Baumzweige und vorgeſtreckte Baumwurzeln machten ihm das Nachſetzen bald ſehr beſchwerlich, und eine hoch emporragende Felſenwand machte es ihm zuletzt gar unmöglich. Ermüdet ſtieg er ab, und band ſein Pferd an einen Baum. Der Ort ſchien ihm ganz beſonders angenehm und ſehr geſchickt zum Nachdenken. Der tiefe blaue Himmel ſtrahlte nur ſparſam zwiſchen hohen, blätterreichen Pappelbäumen und den dichten, ſchwarzgrünen Fichten hindurch; von der nahen Felſenwand, aus der mehrere Lorbeerbäume emporſproßten, fiel ein klarer Bach mit ſanftem Geräuſche von Stufe zu Stufe, und arbeitete ſich ſchäumend zwiſchen bemoosten Steinen hindurch. Nur einzelne Sonnenſtrahlen drangen in das grüne Dunkel und beleuchteten mit kräftigem Lichte hier einige purpurne Waldblumen, da die graue mit grünem Mooſe

bewachſene Rinde eines Baumes, dort den zarten Silberſchaum des Waſſerfalls. Euſtachius ſetzte ſich auf ein herabgeſtürztes Felſenſtück, ſtützte den Kopf auf die Hand und ſann aufs neue den Gedanken nach, mit denen er ſich ſchon längere Zeit her ſo ernſtlich beſchäftigt hatte.

„Es iſt unwiderſprechlich, ſagte er bey ſich ſelbſt, ein weiſer Schöpfer hat dieſe Welt hervorgebracht. Seine unermeßliche Macht und Herrlichkeit, die uns unſichtbar iſt, zeigt ſich augenſcheinlich in allen ſichtbaren Geſchöpfen. Die leuchtende Sonne am Himmel und die Blume hier zu meinen Füßen, der ſtarre Fels dort und die bewegliche Waſſerwelle, die von ihm herabſtürzt, der ungeheure Fichtenbaum da und jedes Moosfäſerchen an ſeinem Stamme ſind lauter Zeugen ſeiner Weisheit, Güte und Macht; die unzähligen Blätter der Bäume ſind eben ſo viele Zungen, die uns davon erzählen. Jedes Geſchöpf iſt in ſeiner Art vollendet, und verherrlichet ſeinen Schöpfer.“

„Allein warum iſt der Menſch, den ſeine ſchöne aufrechte Geſtalt, Vernunft und Sprache über alle Geſchöpfe der Erde erheben, in ſo mancher Hinſicht das allerunvollkommenſte Geſchöpf? Wie kommt es doch, daß der Menſch, der mit ſeinem großen Verſtande ſo viele Künſte und Wiſſenſchaften erfindet, gerade im Allerwichtigſten, in der Erkenntniß ſeines Schöpfers ſo unwiſſend iſt? Welche Thorheit hat ſich ganzer Völker, ja ſogar des mächtigſten aller Völker, der Römer bemächtigt, daß ſie Metalle, Steine und Holz der Gottheit gleich achten und ſie anbethen? Allein warum ſind wir jenem großen Geiſte, der alles ſchuf, ſo entfremdet, daß wir uns keine richtige Vorſtellung machen können? Warum wiſſen wir ſo wenig von Ihm? Warum giebt Er ſich uns nicht näher zu erkennen? Ach mich dünkt, irgend eine traurige Begebenheit muß den menſchlichen Verſtand ſo zerrüttet haben, daß er ſich von der rechten Erkenntniß ſo weit verirren und in ſo ſchrecklichen Unſinn verfallen konnte!“

„Mit der menſchlichen Tugend ſteht es um nichts beſſer, als mit der mangelhaften Erkenntniß des Menſchen. Warum ſchwebt mir ein Bild menſchlicher Vollkommenheit vor, das ich nicht zu erreichen vermag? Warum ſehen wir ein, was ſchön und gut und recht iſt — haben wohl auch Freude daran — und thun dennoch dasjenige, was ſchlecht iſt und was wir verabſcheuen? Woher kommt dieſer Zwieſpalt im Menſchen? Warum iſt der größte

Theil der Menſchen ſo ausgeartet, ſo in Sünde und Laſter verſunken, daß er ganz das Gegentheil von dem iſt, was ein ächter Menſch ſeyn ſollte? Ach, wenn ich unſre Geſchichtbücher aufſchlage, wie graut es mir oft über alle die Gräuel, die ſchon von Menſchen verübt worden! — Doch was habe ich nöthig, in der Weltgeſchichte zu forſchen? Ich darf nur in mein Inneres blicken. Ich wurde zwar immer den vortrefflichſten Männern beygezählt; allein wie vieles habe ich mir vorzuwerfen! Wie oft ließ ich mich von Leidenſchaft hinreißen! Wie ſo manches Gute, das ich hätte zu Stande bringen ſollen, ward verſäumt! Wie manche meiner geprieſenſten Handlungen waren von geheimer Ruhmſucht befleckt? Und woher nehme ich nun Beruhigung über das Vergangene — woher Kraft, jene Stufe von Vollkommenheit zu erreichen, nach der Etwas in mir mich ſterben heißt! Wahrhaftig, der Menſch iſt ein gebrechliches, ſündiges Geſchöpf, das ſich ſelbſt nicht zu helfen weiß."

„Und ach, wie groß iſt das Elend des Menſchen auf Erden! Unter Winſeln und Schmerzen wird der Menſch zur Welt geboren; unter Angſtſchweiß und hartem Röcheln geht er wieder hinaus. Und ſein ganzer Lebenslauf — wie vielen Arbeiten, Müheſeligkeiten, Sorgen iſt er nicht ausgeſetzt? Welch ein unüberſehbares Heer von Krankheiten bedrohet ihn? Und wenn er auch ſein ganzes Leben in Geſundheit, Fröhlichkeit und Ueberfluß zubrächte — wie bald nimmt das alles ein Ende? Wie verbittert ihm die Furcht des Todes den gegenwärtigen Genuß? Wie viel glücklicher iſt der Vogel, der auf dem Baume dort fröhlich ſingt und von ſeinem bevorſtehenden Tode nichts weiß? Und wie iſts nach dem Tode mit uns beſtellt? Was bleibt nach dem Tode von dem Menſchen noch übrig? — Was wir mit Augen ſehen, iſt nichts weiter, als eine Handvoll Staub und Aſche — die Leiche mag nun nach der Sitte der Römer verbrannt oder nach dem Gebrauche anderer Völker in das Grab verſcharrt werden. Allein wer ſagt uns ſicher, was es mit dem abgeſchiedenen Geiſte, den wir Römer blos einen Schatten nennen, für eine weitere Beſchaffenheit habe? — Ach wir können an jenes unbekannte Land, wo wir alle hin müſſen und von wo keiner zurückkömmt, nicht anders als mit Schaudern denken!"

„Zwar die Chriſten glauben, ihnen habe ſich der unſichtbare Schöpfer der ſichtbaren Welt näher geoffenbart.

Sie rühmen ſich einer helleren Erkenntniß göttlicher Dinge. Sie glauben, die Kräfte gefunden zu haben, die dem Menſchen fehlen, um das zu werden, was er ſeyn ſollte. Sie halten ſich, ſo verachtet und verfolgt ſie ſind, für die glücklichſten Menſchen unter der Sonne. Wirklich ſcheinen ſie auch Menſchen beſſerer Art. Sie lieben einander, ſie ſind ohne Falſch und Verſtellung, und von Herzen demüthig; ſie ſind uneigennützig, gütig, barmherzig, ſanftmüthig, ohne alle Rachgier; ſie ſind ſtandhaft, getroſt und heiter, ſelbſt in den größten Peinen. Sie ſcheuen den Tod nicht, ſie freuen ſich vielmehr deſſelben; ſie umarmen ihn gleichſam als einen Freund, als einen Bothen Gottes, der ſie hinüber bringt in ein beſſeres Land. — Allein wie vieles von dem, was ich von ihrer Lehre hörte, ſcheint mir höchſt thöricht! Sie glauben, ein Sohn des allerhöchſten Gottes ſey vom Himmel gekommen, ihnen zu helfen — aber ſelbſt hülflos am Kreuze geſtorben. Dieſes Einzige allein wäre ſchon zurückſchreckend genug. Denn das Kreuz, an dem bey uns die größten Uebelthäter die Todesſtrafe ausſtehen müßen, iſt einem rechtlichen Römer ein Gegenſtand des Abſcheues, ehrlos und entehrend, von allem Verächtlichen das Verächtlichſte und ein Zeichen des Fluches!“

Er ſann weiter nach und verſank in Gedanken, aus denen er keinen Ausweg ſah. „O Gott, rief er endlich, indem er die Hände faltete und durch die Baumzweige zum Himmel aufblickte, Du mir unbekanntes Weſen, von dem alles Gefühl kommt, der Du das Menſchenherz ſchufſt, ihm Erbarmung einhauchteſt und alſo gewiß nicht ohne Barmherzigkeit auf die Menſchen, deine Geſchöpfe, herabblickeſt, ſieh meine Unwiſſenheit, meine Sündhaftigkeit und meinen Jammer, und erbarme Dich meiner! Der Hirſch ſehnt ſich ja nicht vergebens nach einer Waſſerquelle! Für jedes Bedürfniß deiner Geſchöpfe haſt Du weiſe und liebreich geſorgt. Sollte denn der Menſch mit ſeinem Durſte nach Wahrheit, Tugend und Seligkeit allein leer ausgehen? Ach gieb mir zu erkennen, wohin ich mich wenden ſoll, da ich der Thorheiten des Heidenthumes überdrüßig bin, und mir der Glaube an einen Helfer, den unſre Krieger hülflos am Kreuze ſterben ſahen, das Widerſinnigſte von der Welt ſcheint!“

Indem er dieſe Worte ſagte, hörte er in den Geſträuchen auf dem nahen Felſen ein Geräuſch. Er ſah auf

und erblickte oben auf dem Felſen den großen Hirſch, den er ſo lange vergebens verfolgt hatte. Er ſtand auf und wollte ſchon nach Pfeil und Bogen greifen — da erſchien ihm plötzlich in Mitte über dem ausgebreiteten Geweihe des Hirſches ein helles glänzendes Kreuz, das von Strahlen umgeben war und rings umher das tiefe Dunkel des Waldes gleich einer Sonne erleuchtete. Zu gleicher Zeit hörte er eine Stimme vom Himmel, die ihn mit unausſprechlicher Anmuth und Lieblichkeit bey dem Namen nannte, den er bisher geführt hatte, und ihm zurief: „Plazidus, Plazidus!“ Er fiel auf die Knie und rief erſchrocken: „Herr, wer biſt Du?“ Die Stimme antwortete: „Ich bin Chriſtus, der am Kreuze geſtorben iſt, dich und alle Menſchen ſelig zu machen.“ Euſtachius ſprach: „Ach Herr, was willſt Du, daß ich thun ſoll, damit ich ſelig werde?“ Die Stimme ſprach: „Geh hin in die nächſte Stadt zu dem Biſchofe der Chriſten; dort wirſt du inne werden, was du thun ſolleſt.“

Die Erſcheinung verſchwand hierauf gleich einem leuchtenden Blitz in der Finſterniß, und Euſtachius ſah ſich wie vorhin von dem Dunkel des Waldes umgeben, Aber im Innerſten ſeiner Seele war es Licht geworden. Es war ihm eine unbeſchreibliche Seligkeit, zu denken, daß Gott ſich der Menſchen ſo liebreich annehme, und auch ihn nicht vergeſſen habe. Es wäre ihm unmöglich geweſen, dieſen Abend noch zu ſeinen Jagdgefährten zurück zu kehren. Sein ganzes Herz war Erſtaunen, Freude, Jubel, Dank und Anbethung. Er brannte vor Begierde, den Biſchof der Chriſten aufzuſuchen und zu ſprechen. Da es aber für heute zu ſpät war, ſo blieb er an der abgelegenen Stelle des Waldes, die ihm nun eine geheiligte Stelle war und ihm der Vorhof des Himmels dünkte — wie einſt dem Jakob jener Ort, wo derſelbe eine ähnliche Erſcheinung gehabt und jene Leiter erblickt hatte, auf der die Engel auf und abſtiegen.

Zweites Kapitel.

Die Taufe.

Sobald die erſten Strahlen der Morgenröthe hinter den düſtern Lorbeergebüſchen des nahen Felſen emporglänz-

ten, beſtieg Euſtachius ſein Pferd und machte ſich auf den Weg nach Hauſe. Indem er ſo fortritt, hörte er die Jagdhörner und den Ruf ſeiner Jagdgenoſſen. Sie hatten ihn die Nacht hindurch nicht vermißt; denn eine jede Schaar glaubte, er befinde ſich bey einer andern. Als ſie aber am Morgen alle zuſammen kamen und ihn nicht erblickten, waren ſie ſehr beſorgt, ob ihm nicht etwa ein Unfall begegnet ſey. Sie begrüßten ihn daher, als ſie ihn kommen ſahen, mit freudigem Zuruf, und begleiteten ihn frohlockend nach Hauſe.

Als er in ſeine Wohnung trat, kam ihm ſeine Gemahlin Trajana voll Freuden entgegen. Ihr Angeſicht war wie verklärt. „Komm doch einen Augenblick mit mir, ſagte ſie: ich habe dir etwas zu ſagen.“ Sie führte ihn in das nächſte Zimmer. „Was iſt dir? ſprach er. Dir ſcheint etwas Außerordentliches begegnet zu ſeyn. Du biſt ſo gerührt und erfreut, als hätteſt du mir etwas beſonders Erfreuliches und Wichtiges zu verkünden.“

„So iſt es auch, mein Herr und Gemahl! ſagte ſie. Es ſcheint zwar, auch dir ſey ein größeres Glück begegnet, als das Weidwerk dir gewähren konnte. Allein höre zuerſt mich an; das Herz iſt mir zu voll, als daß ich nur einen Augenblick zögern könnte, dir meine Freude zu verkünden. Denn ſieh, in der verfloſſenen Nacht lag ich ſchlaflos auf meinem Lager und dachte den Reden nach, die du eine Zeit her öfter mit mir geführt haſt. Die Vorſtellungen, die ſich unſer Volk von dem höchſten Weſen macht, beleidigten ſchon lange her mein ſittliches Gefühl und ſchienen mir eitel und thöricht; allein ich fürchtete mich doch, den Glauben, in dem ich aufgewachſen bin, ſogleich aufzugeben und den Altären zu entſagen, an denen noch immer unſer Kaiſer und die angeſehenſten Männer opfern. Und dann — wohin ſollte ich mich wenden? „Ach, rief ich, wer giebt mir Licht in dieſem Dunkel; wer führt mich zur Wahrheit, in der allein Heil iſt!“ Unter dieſen Gedanken ſchlief ich ein. Da ſah ich im Traume einen Unbekannten voll göttlicher Hoheit und himmliſcher Anmuth aus einer lichten Wolke hervortreten, der freundlich zu mir ſagte: „Du, dein Mann und deine Kinder werden morgen zu Mir kommen und inne werden: Ich ſey es, der diejenigen, die Mich lieben, zum Heile führt.“ So ſprach er — und ich erwachte. Was hältſt du nun von dieſem Traume, liebſter Gemahl?“

Euſtachius rief hocherfreut: „Der Gott der Chriſten, der einzig wahre Gott, der Himmel und Erde erſchaffen hat, ſey geprieſen, daß Er ſich auch dir nicht unbezeugt ließ! Der Unbekannte, den du im Traume erblickteſt, iſt kein Anderer, als Chriſtus der Herr. Er hat ſich auch meiner erbarmt und ſich auch mir geoffenbart." Euſtachius erzählte ihr die Erſcheinung, die er im Walde gehabt hatte, und während er redete, war es ihr nicht anders, als glänzte auf ſeinem Angeſicht noch ein Widerſchein von jenem himmliſchen Lichte, das jenes glänzende Kreuz umgeben hatte.

Trajana hing an ſeinen Blicken, und hörte ihm mit frommer Andacht und gefalteten Händen zu. „O wie ſchön, ſagte ſie, treffen die himmliſche Erſcheinung, die du ſaheſt, und der Traum, den ich hatte, zuſammen! Sie beſtätigen ſich ſo wechſelweiſe als wahr. Ja, Er, der Göttliche, den die Chriſten den Erlöſer der Welt nennen, will uns und unſern Kindern ein höheres Heil bereiten, als dieſe Welt uns geben kann. Deswegen, liebſter Gemahl, wird es, wie du auch finden wirſt, das Beſte ſeyn, es nicht zu verſchieben, uns des angebotenen Heiles theilhaftig zu machen. Wir wollen uns nicht träg und ſaumſelig finden laſſen, das verheißene Kleinod zu erlangen. Heute noch wollen wir uns zu dem Biſchofe begeben und vernehmen, was Chriſtus der Herr uns durch den Mund dieſes ſeines Dieners befehlen wird."

„So ſey es, ſprach Euſtachius; wir wollen unſer Haus, das wir in der Stadt haben, beziehen, und werden dann leicht Gelegenheit finden, den Biſchof mehr als einmal zu ſprechen." Er ließ nun zwey vertraute Männer rufen, die als tapfere Krieger unter ihm den Parthiſchen Krieg mitgemacht hatten, und die er, wegen ihrer beſondern Anhänglichkeit an ihn, als ſeine Diener in ſein Haus aufgenommen hatte. Der Eine hieß Akazius, der Andere Antiochus. Sie waren Beyde die redlichſten Seelen, und, was Euſtachius gar wohl wußte, dem Chriſtenthume von ganzem Herzen ergeben. Euſtachius erzählte ihnen, wie Chriſtus ſich ihm dort im Walde ſo wunderbar geoffenbaret habe.

Akazius ſchlug die Hände zuſammen und rief laut aus: „Geprieſen ſey Gott, unſer Vater im Himmel, und unſer Herr und Heiland, Jeſus Chriſtus, daß nun auch du, lieber Feldherr, zur Erkenntniß der Wahrheit

berufen wirſt. Du warſt, wie ich oft zu Antiochus und zu andern Chriſten ſagte, bisher immer, beſonders an Barmherzigkeit gegen die Armen, jenem Hauptmanne Kornelius ähnlich, der ſich durch ſeine Wohlthätigkeit das Wohlgefallen Gottes erworben, und durch einen heiligen Engel an den Apoſtel Petrus gewieſen worden. Auf ähnliche Art weiſet dich nun Chriſtus ſelbſt an unſern frommen Biſchof Johannes. Gott ſey gelobt und ſein lieber Sohn, Jeſus Chriſtus!“

„Wohl denn, ſprach Euſtachius, ſo wollen wir uns in die Stadt begeben. Wählet von meinen Leuten ſolche zu meinem Gefolge aus, die entweder ſchon Chriſten ſind, oder verdienen, es zu werden. In der Stadt müſſet ihr aber dann ſogleich zu dem Biſchofe gehen, ihm bezeugen, daß ich nie ein Feind der Chriſten war, ihm erzählen, daß eine himmliſche Erſcheinung mich an ihn gewieſen habe, und ihn bitten, mir die Stunde zu beſtimmen, in der ich, meine Gemahlin und meine zwey Söhne vor ihm erſcheinen dürfen.“ Es wurden nun ſogleich Anſtalten zur Abreiſe gemacht, und nach einigen Stunden waren Euſtachius, ſeine Gemahlin und Kinder und mehrere getreue Diener und Dienerinnen auf dem Wege zur Stadt.

Akazius und Antiochus gingen ſogleich zu dem Biſchofe, den ſie längſt von Angeſicht kannten, und dem auch ſie als treue Jünger des Herrn längſt bekannt waren. Sie ſagten ihm ihren Auftrag. Der Biſchof freute ſich ſehr, lobte Gott und Jeſus Chriſtus, und ſprach dann! „Wir Chriſten werden in dieſer Stadt ſehr verfolgt. Leicht könnte ich euch, eurem Herrn, ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern Tod und Verderben zuziehen. Bey aller Einfalt der Tauben müſſen wir nach dem Ausſpruche unſers Herrn klug ſeyn, wie die Schlangen. Heute Abends, ſobald es dunkel geworden, werde ich mich in dem Hauſe eures Herrn einfinden.“

Die beyden Krieger brachten dieſe Nachricht ihrem Feldherrn. Er ward von der Willfährigkeit des frommen Biſchofs ſehr gerührt. Sobald die Sonne untergegangen und die Nacht angebrochen war, verſammelte er alle die Seinigen in dem großen Saale des Hauſes, den er mit vielen Lichtern erleuchten ließ. Der Biſchof kam mit zwey Diakonen. Euſtachius eilte ihm entgegen und fiel ihm zu Füßen. Allein der Biſchof hob ihn auf und ſprach, wie einſt Petrus zu Kornelius; „Steh auf, ich bin auch nur

ein Menſch, wie du!“ Der Biſchof trat in den Saal. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er war ein ehrwürdiger Greis, Namens Johannes, voll Weisheit, Liebe und Demuth. Er war noch ein Jünger der Apoſtel, ja vielleicht gar ein Jünger Desjenigen unter den Apoſteln, deſſen Namen er trug, und den der Herr vorzüglich lieb hatte. Der Anblick des ehrwürdigen ſchönen Greiſes erfüllte alle im Saale mit Ehrfurcht; ſeine Milde und Freundlichkeit aber mit Liebe und dem herzlichſten Zutrauen.

Euſtachius öffnete ihm nun ſein ganzes Herz. Er erzählte ihm von ſeinen Zweifeln, ſeinen Fehlern, ſeiner innern Unruhe — und wie Chriſtus der Herr ihn, nebſt ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, an den Biſchof gewieſen habe. „Ach, ſagte er am Ende ſeiner Erzählung, du ſiehſt nun, wie Irrthum, Sünde und Elend bisher mein Erbtheil waren; ſag nun an, wie mir können geholfen werden!“

Der Biſchof ſprach: „Irrthum, Sünde und Elend ſind das Erbtheil aller Sterblichen. Jeder Menſch, der in ſich geht und ſich ſelbſt näher kennen lernt, fühlt einen Mangel, ein Gebrechen in ſich, dem er ſelbſt nicht abhelfen kann. Er ahndet es, daß mit dem Menſchen etwas vorgegangen ſeyn müſſe, das ſein Inneres verfinſterte und zerrüttete, ihn von Gott entfernte, und der Unwiſſenheit, der Sünde und dem Elende preis gab. Eben dieſes iſt nun das Erbgebrechen der menſchlichen Natur. Jeder Menſch, der zur Beſinnung gekommen, fühlt, daß es ſo ſey, und gelangt bald zu der Ueberzeugung, daß dasjenige was ihm fehle und abgehe, nur anderswoher könne erſetzt und ergänzt werden.“

„Dieſem Erbgebrechen der Menſchen abzuhelfen, iſt nun der Sohn Gottes in die Welt gekommen. Er iſt das Licht, das unſre Finſterniß erleuchtet, und uns ſichere Erkenntniß verſchafft, nach der wir dürſten. Er iſt das Heil, und hat die Macht, uns unſre Sünden zu vergeben, die Bande, die uns an ſie feſſeln, zu zerbrechen, und die Folgen der Sünden, die uns elend machen, zu tilgen. Er iſt das Leben; Er allein kann uns zu allem Guten beleben; Er allein uns auf Erden ſchon etwas von jener Seligkeit koſten laſſen, die er den Seinen im Himmel bereitet hat; Er allein kann uns Muth verleihen, nicht nur die Leiden der Zeit männlich zu dulden, ſondern ſelbſt den Tod nicht zu ſcheuen, der dem Chriſten

nichts iſt als der Eingang in das ewige Leben. Gerade was uns fehlt, giebt Er uns. Die Religion der Chriſten iſt den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur und den edleren Wünſchen unſers Herzen genau angemeſſen. Das wird dir immer deutlicher werden, ſo wie du die göttliche Lehre Jeſu Chriſti näher kennen lernen und befolgen wirſt. Denn ein jeder, der ſeine Lehre kennt und befolgt, wird inne; daß ſie von Gott ſey."

„Ich weiß wohl, ſprach der Biſchof weiter, wie barmherzig du gegen die Armen warſt, und wie du dich beſonders der verfolgten Chriſten angenommen und viele dem angedrohten Tode entriſſen haſt. So haſt du Chriſtus dem Herrn gedient, ohne Ihn zu kennen; jetzt ſollſt du erfahren, wem du gedient haſt."

„Freylich mußte dir, als einem gebornen Römer, das Kreuz bisher ein Zeichen des Fluches ſeyn; du ſahſt in ihm nichts, als das furchtbare Werkzeug, woran Uebelthäter und Verbrecher die ſchmachvollſte und ſchmerzlichſte Todesſtrafe leiden mußten. Allein ſeit Chriſtus, der Unſchuldigſte und Heiligſte, aus freyer Liebe, um uns Menſchen zu retten, die Schmach und die Schmerzen des Todes am Kreuze duldete, iſt uns das Kreuz ein Sinnbild des Höchſten und Beſten, das wir uns denken können, der aufopfernden Liebe; denn Gott ſelbſt iſt ja die lautere Liebe. Das Kreuz iſt uns ein heiliges Zeichen unſerer Erlöſung; es fordert uns auf, unſern Erlöſer, Ihn den Liebevollſten, wieder zu lieben — und Ihm an aufopfernder Liebe, an Demuth und Sanftmuth zu gleichen. Er, der ſich bis zum Tod am Kreuze erniedrigte, ward über alle Himmel erhoben, und für alle Menſchen, die Ihm gehorchen, der Urheber des ewigen Heiles. Und deßhalb ward auch dir, dem das Kreuz in himmliſchem Glanze erſchien, eben dadurch ſehr ſchön und ſinnvoll angedeutet: „Im Kreuze ſey Heil!"

Der Biſchof kam, eingedenk der Worte des Herrn: „Erſt lehret, dann taufet ſie!" von nun an jeden Abend in das Haus des Euſtachius. Alle im Hauſe freuten ſich auf dieſe Stunde, und verſammelten ſich in dem Saale um ihn. Er fing den Unterricht jedesmal mit einem lauten innigen Gebethe an, das alle ſeine Zuhörer in die Gegenwart Gottes verſetzte. Er lehrte ſie dann mit ruhiger Weisheit, voll Milde und Anmuth. Er beſchloß den Unterricht mit Gebeth — und ermahnte alle, täglich, ja

ſtündlich zu bethen, und mit dem Gebeth auch Faſten und Almoſen geben zu vereinen. Sie thaten es; ſie warteten mit Sehnſucht auf den Tag, an dem ſie durch die Taufe zu Chriſten ſollten eingeweiht, von Sünden gereiniget und mit dem heiligen Geiſte erfüllt werden. Der Tag kam; mehrere Chriſten verſammelten ſich als Taufzeugen. Es war eine rührende, feyerliche Handlung, da Euſtachius, ſeine Gemahlin, und auch die zwey kleinen Söhne ihren Glauben an Jeſus Chriſtus bekannten, allen Irrthümern und Sünden entſagten, und rein und heilig zu leben angelobten. Der Biſchof taufte ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Auch jene Sklaven und Sklavinnen, die Euſtachius mit in die Stadt gebracht hatte, und die bisher noch keine Chriſten geweſen, ließen ſich taufen. Der Biſchof gab ihnen in der Taufe auch neue Namen. Euſtachius, der bisher unter dem Namen Plazidus weit berühmt war, erhielt erſt jetzt bey ſeiner Taufe den Namen Euſtachius; ſeine Gemahlin Trajana den Namen Theopiſta; der ältere Knabe wurde Agapius, der jüngere Theopiſtus genannt.

Der Biſchof führte an dem folgenden Sonntage den Euſtachius und deſſen Gemahlin Theopiſta in die Verſammlung der Chriſten ein, und ſtellte ſie der chriſtlichen Gemeinde vor. Alle freuten ſich, den edlen Mann und die fromme Frau, von denen ſie ſchon vieles gehört hatten, zu ſehen, und begrüßten ſie mit liebevollen Blicken. Sie ſtimmten einen Lobgeſang an, und dankten Gott und ſeinem Sohne Jeſus Chriſtus, daß die Gemeinde der Chriſten abermals mit ſolchen vermehrt worden, die zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen und dem Verderben entriſſen worden. Mit tiefer Anbethung und freudiger Rührung wurde das heilige Abendmahl gefeyert. Alle gelobten, indem ſie ſich ſo mit ihrem göttlichen Erlöſer auf das innigſte vereinigten, heilig an, Dem zu leben, der für ſie geſtorben war. Heilige, ehrfurchtsvolle Stille herrſchte in dem Saale, bis endlich die heilige Handlung mit lautem Gebethe und einem Lobgeſange beſchloſſen wurde.

Da Euſtachius den Tag darauf wieder auf ſein Landgut abreiſen mußte, ſo ſprach der Biſchof noch: „Wir leben in den Zeiten der Verfolgung; wir ſind keine Stunde ſicher, ergriffen, enthauptet, den wilden Thieren vorgeworfen oder verbrannt zu werden. Wir

können es nicht wiſſen, ob wir uns in dieſer Welt noch einmal von Angeſicht ſehen werden. Und ſo empfehle ich euch denn, wie einſt Paulus die Aelteſten und die Gemeinde von Epheſus, Gott und ſeiner Gnade!" Der Biſchof kniete hierauf innigſt gerührt nieder, und die ganze Verſammlung in Thränen ausbrechend mit ihm. „O Gott, bethete er, erbarme Dich unſer und verleihe, daß alle hier Verſammelte mit Dir und mit Dem, den Du geſandt haſt, und auch unter einander Eines bleiben mögen; daß alle im Glauben und in der Liebe ſtandhaft verharren und ſich durch keine Verfolgung von dem guten Wege abwendig machen laſſen; daß keines von allen verloren gehe, ſondern daß wir alle nach den kurzen Leiden und Trübſalen dieſer Zeit uns dort in dem Reiche deiner Herrlichkeit wieder finden mögen. Ja, liebſter Vater, dieſes verleihe uns, durch Jeſum Chriſtum, deinen Sohn, unſern Herrn, Amen."

Der Biſchof ſtand auf und ſagte im Geiſte der Weiſſagung dem Euſtachius noch beſonders: „Bisher hatteſt du alles, was die Menſchen gewöhnlich das größte Glück des Lebens nennen — Reichthum, Rang, Ruhm, eine liebenswürdige Gemahlin, hoffnungsvolle, wohlgeſtaltete Kinder; allein du wirſt es auch erfahren müſſen, was das menſchliche Leben Bitteres habe. Verzage aber nicht im Leiden. Gott prüft alle, die Er lieb hat. Die Leiden, mit denen Gott dich heimſuchen wird, werden zwar auf Erden ſchon herrlich enden; allein größere werden folgen. Es wird an dir der Spruch erfüllt werden: Selig iſt der Mann, der in der Prüfung aushält; denn wenn er bewährt gefunden worden, wird er die Krone des Lebens erlangen, die Gott denen verheißen hat, die Ihn lieben."

Der Biſchof entließ hierauf Euſtachius und deſſen Gemahlin, und alle, die mit ihnen gekommen waren und ſprach: „Geht hin und der Friede ſey mit euch!

Drittes Kapitel.

Die Auswanderer.

Euſtachius und ſeine Gemahlin Theopiſta lebten nun wieder auf ihrem Landgute. Sie waren gleichſam in ein neues Leben verſetzt; ſie fühlten ſich wie neugeboren. Die

ganze Schöpfung umher ſchien ihnen verſchönert; denn Alles, was ſie erblickten, die Sonne und der Thautropfen, jede Baumfrucht und jede Blume, war ja Gabe eines liebenden Vaters. Sie freuten ſich, mit Gott durch Jeſus ausgeſöhnt zu ſeyn, und Gott mit kindlichem Herzen Vater nennen zu können. Sie achteten ſich jenen Menſchen ähnlich, die heimathslos lange umher geirrt und nunmehr ein Vaterland gefunden. Sie laſen täglich in dem Evangelium. Die Weisheit und Liebe Jeſu, jedes ſeiner Worte, jede ſeiner Thaten, erfüllte ſie mit Entzücken. Sie konnten nicht aufhören, Gott zu danken; jeder Morgen begann mit Freude, jeder Abend ſchloß ſich mit Dank und Seligkeit in Gott. Sie ſagten es ſich oft: „Der Menſch ohne Erkenntniß Gottes, ohne Liebe und Andacht zu Gott gleicht dem Fiſche auf dem Trocknen; Erkenntniß und Liebe Gottes iſt das Element, in dem der Menſch erſt wahrhaft lebt. Alle Vergnügungen, die uns der Reichthum verſchaffen kann, und die nur zu oft gereuen, ſind nichts, gar nichts gegen die Seligkeit in Gott. Die Erkenntniß Gottes und ſeines Sohnes Jeſus Chriſtus iſt die Quelle aller wahren Seligkeit und wird von Jeſus Chriſtus nicht umſonſt das ewige Leben genannt.“

Indeß blieb es nicht immer ſo; es ging ihnen wie dem entzückten Petrus auf dem Berge der Verklärung. Dort war es wohl gut wohnen; allein er mußte wieder herab in das Thal des Jammers, wo bittere Leiden ſeiner warteten. So blieben die Tage der Prüfung auch für Euſtachius und Theopiſta nicht aus. Ihre Leiden fingen mit zeitlichem Verluſte an. In der Gegend umher wüthete eine Viehſeuche, die auch unter den Heerden des Euſtachius bald große Verheerungen anrichtete. Pferde, Rinder und Schafe fielen in Menge und zuletzt blieb ihm nicht ein einziges Stück übrig. Allein Euſtachius ſprach, wie einſt Job: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, gelobt ſey der Name des Herrn!“ Theopiſta ſagte: „Es iſt ja nur ein zeitlicher Verluſt! Die geringſte Sünde iſt ein größeres Uebel, als der Verluſt der zahlreichſten Heerden, ja aller irdiſchen Güter.“

Allein bald kamen noch größere Leiden und Trübſale über ſie. Eine anſteckende Krankheit riß unter den Menſchen ein; auch in dem Landhauſe des Euſtachius und in den dazu gehörigen Häuſern wurden an Einem Tage mehrere ſeiner Hausgenoſſen und Dienſtleute krank. Akazius und Antiochus kamen eilig und erſchrocken in das Zimmer.

„Flieh, geliebter Herr, rief Akazius, flieh augenblicklich mit Frau und Kindern. Es iſt die Peſt;“ „Die Peſt! rief Theopiſta erbleichend; o Gott! ſo erbarme Du Dich unſer! Ach, mein Gemahl, was ſollen wir thun? Sollen wir gehen oder bleiben?“ „Wenn ihr bleibt, ſprach Antiochus, ſeyd ihr alle des Todes. Erbarmt euch wenigſtens eurer Kinder und flieht!“ Euſtachius ſprach: „Ich habe alle meine Angehörigen bisher immer als meine Kinder betrachtet. Wie könnte ich ſie jetzt in der größten Noth verlaſſen? Laß uns bleiben, liebſte Gemahlin; eine ſolche Gelegenheit Gutes zu thun, dürfen wir nicht ungenützt vorbey gehen laſſen. Nun iſt die Stunde gekommen, da wir zeigen können, ob wir wahre Jünger Jeſu ſeyen. Er ſagte es ja ſelbſt: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe; daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr einander liebt.“ Und was wäre dieß für eine Liebe, wenn wir unſern Angehörigen in ihrem Elende nicht beyſtehen wollten? Laß uns denn thun, liebſte Theopiſta, was die Liebe von uns fodert, und alles Uebrige Gott anheim ſtellen. Er kann uns und unſre Kinder auch hier ſchützen; Er würde aber, wohin wir auch fliehen wollten, uns überall finden. Wir wollen alſo bleiben und Er mache es mit uns nach ſeinem heiligen Wohlgefallen.“ Sie blieben. Sehr viele ihrer Untergebenen entflohen — allein Akazius, Antiochus und diejenigen, die Chriſten waren, dachten an keine Flucht. „Wir verlaſſen euch nicht, ſagten ſie; wir bleiben euch getreu bis in den Tod!“

Die anſteckende Krankheit griff indeſſen immer mehr um ſich; auch die zwey treuen Krieger und die übrigen Angehörigen wurden nach und nach krank. Das ſchöne Landhaus und alle umliegenden Häuſer waren zuletzt nichts mehr, als ein allgemeines großes Spital, in dem ſich lauter Kranke, aber keine Krankenwärter befanden. Allein Euſtachius und ſeine Gemahlin nahmen ſich der Kranken voll des zärtlichſten Mitleidens an. Er verpflegte die Männer und Jünglinge; ſie die Weiber und Jungfrauen. Von Morgens bis Abends, ja ganze Nächte hindurch wandelten ſie zwiſchen Kranken, Sterbenden und Leichen. Mit vielen Koſten, weil es nicht leicht war, Todtengräber aufzutreiben, ließen ſie die Todten begraben. Allein weder Euſtachius, noch ſeine Gemahlin, noch ſeine zwey kleinen Söhne wurden von der Seuche

ergriffen. Sie blieben vollkommen geſund und wiederhol- ten ſich öfter die Worte der heiligen Schrift: „Wer un- ter dem Schatten ſeiner Allmacht ruht, der darf nicht zittern vor dem Pfeile (der Peſt), der am Mittag fliegt, noch vor der Seuche, die im Dunkel der Mitternacht ſchleicht. Es mögen Tauſende zu ſeiner Rechten und zehn Tauſende zu ſeiner Linken fallen — an ihn gelan- gets nicht.“

Die anſteckende Seuche war endlich vorüber. Sehr viele Menſchen waren geſtorben, die Geneſenden wankten kraftlos wie Schatten, und bleich wie die Todten umher. Euſtachius und Theopiſta dankten indeß Gott, daß er ſie und ihre Kinder wunderbar geſund erhalten, und den Aka- zius, den Antiochus und ſo manche andere treue Diener und Dienerinnen vom Tode errettet habe.

Sie hofften nun auf beſſere Zeiten, allein ihre Leiden waren noch nicht zu Ende. Das rohe Heidenvolk in der umliegenden Gegend, das durch den allgemeinen Jammer anſtatt beſſer, nur noch ſchlimmer wurde, rottete ſich zuſammen, und machte den Anſchlag, das Landgut des Euſtachius zu überfallen und auszuplündern. Dieſe raub- gierigen Menſchen ſuchten ihrer Raubgier noch den An- ſtrich von Religionseifer zu geben. Sie fluchten über Eu- ſtachius und ſagten: „Er allein iſt die einzige Urſache an allem Unglücke, das uns betroffen hat. Die erzürnten Götter ließen ſolche Plagen, Seuchen und Peſt, über uns kommen, ſeine Abtrünnigkeit zu beſtrafen. Wäre er kein Chriſt geworden, ſo wären wir alle davon verſchont ge- blieben. Auf und laßt uns Rache an ihm nehmen! Sei- ne tapfern Krieger, die er immer um ſich hatte, und ſei- ne vielen Sklaven ſind entweder entflohen, oder todt, oder von der Krankheit noch zu entkräftet, uns Widerſtand zu leiſten. Er hat unermeßliche Schätze; wir werden eine reiche Beute machen.“ Sie kamen am hellen Tage in großen, wüthenden Haufen, überfielen ſein Landgut, raub- ten Gold, Silber, ſchöne Kleider, und alle Arten von Lebensmitteln, luden alles auf die mitgebrachten Wagen, und was ſie von Wein und Getreide, von Hauseinrich- tung und Ackergeräthen nicht mitnehmen konnten, das verderbten, zerſtörten und zerſchlugen ſie. Unter wildem Geſchrey und lautem Jauchzen zogen ſie ab. Euſtachius behielt beynah nichts übrig, als das Leben. Allein er er- trug dieſen Verluſt mit Gelaſſenheit. „Sey es, ſprach

er, es ſind ja nur vergängliche Güter; ſie entbehren kön=
nen iſt rühmlicher, als ſie zu beſitzen. Wohl dem, der
nach Schätzen trachtet, die ihm kein Dieb rauben kann."

Euſtachius und ſeine Gemahlin fühlten indeß das
Traurige ihrer Lage immer mehr. Die Zeit nahte heran,
wo man die Felder wieder hätte beſtellen ſollen. Allein
da war kein Pflug und keine Hand, die ihn hätte führen
können, kein Samengetreide und kein Zugvieh. Euſtachi=
us beſchloß in dieſer Noth ſich an einen oder den andern
der benachbarten vornehmen Römer zu wenden, deren
Landgüter von den verheerenden Seuchen nicht ſo hart
mitgenommen worden, und die keine Plünderung erlitten
hatten. Dieſe reichen, adelichen Römer waren früherhin
ſeine guten Freunde geweſen, und hatten ihn öfter be=
ſucht und auf die Jagd begleitet; allein ſobald ſie ver=
nommen, er ſey ein Chriſt geworden, hatten ſie allen
Umgang mit ihm aufgegeben. Dem menſchenfreundlichen
Euſtachius that dieſes nun wohl ſehr leid, und er hätte
gewünſcht, daß ſie alle des nämlichen Heiles, wie er,
theilhaftig werden möchten; allein da ſie dieſes nun ein=
mal nicht wollten, ſo leiſtete er auf ihre Geſellſchaft wil=
lig Verzicht, indem er nun manchem langweiligen Zeit=
vertreibe und leerem Geſpräche entging, und die edle Zeit
beſſer anwenden konnte. Weil er indeſſen einigen derſelben
während ſeines Wohlſtandes große Gefälligkeiten erwieſen
hatte, ſo hoffte er, ſie würden ihm mit dem Nöthigſten
gern auf ſo lange aushelfen, bis er im Stande ſeyn wür=
de, ihnen alles wieder zu erſetzen. Allein der Eine, der
von dem Ausſpruche Jeſu: „Seliger iſt geben, als neh=
men" nichts wiſſen wollte; ſondern ſich vielmehr an den
heidniſchen Grundſatz hielt: „Seliger iſt nehmen, als ge=
ben" entſchuldigte ſich, daß er zu ſeinem Leidweſen ſelbſt
nichts entbehren könne, und betheuerte ſein falſches Vor=
geben mit hohen Schwüren. Ein Anderer, der ihn ſchon
längſt ſeines großen Heldenruhmes gehaßt und beneidet,
aus Weltklugheit aber Haß und Neid verhehlt, und ihm
bey allen Gelegenheiten übermäßig geſchmeichelt hatte,
begegnete ihm nun mit offenbarer Verachtung, und wies
ihm unter lautem Spott und Hohn die Thüre. Der Drit=
te, redlicher und wohlmeynender, als die vorigen, gab
ihm den Rath, dieſes Land ganz zu verlaſſen. „Denn,
ſagte er, ich weiß es gewiß, deine Feinde ſuchen es da=
hin zu bringen; daß du wegen deines Glaubens vor Ge=

richt gefordert und hingerichtet werdeſt; ja auch dei: nei Gemahlin wollen ſie ein ſolches ſchreckliches Schickſal bereiten."

Euſtachius dachte nun, den Kaiſer um Schutz und Hülfe anzuflehen. Er hatte in Rom einen treuen Freund und Kriegsgenoſſen, der bey dem Kaiſer Vieles galt. An dieſen ſchrieb er und bat ihn, ſich bey dem Kaiſer für ihn zu verwenden. Allein, der Kaiſer, der ein Heide war, ſprach: „Ich habe den Feldherrn Plazidus immer ſehr geſchätzt; allein der Chriſt — Euſtachius, wie er ſich jetzt nennt, iſt fremd. Ich bedaure ſehr, daß ein Mann von ſolchem Anſehen eine Religion ergriffen hat, gegen deren Anhänger das Geſetz die Todesſtrafe ausſpricht. Ihm in ſeiner gegenwärtigen dürftigen Lage, die er größ: tentheils ſich ſelbſt zuſchreiben muß, Hülfe und Unterſtü: tzung zu gewähren, hieße den Ungehorſam belohnen. Ge: gen die Geſetze kann ich ihn eben ſo wenig in Schutz neh: men. Da indeß der Mann doch ſonſt Verdienſte hat, und es mir leid wäre, das Geſetz an ihm vollſtrecken zu ſehen, ſo würde er wohl daran thun, Italien zu räumen und irgendwo an den Gränzen des Reiches einen verbor: genen Aufenthalt zu ſuchen. Wollte er aber, was ich ſehr wünſche, ſeiner neuen Religion entſagen, ſo würde er an mir einen ſehr gnädigen Kaiſer finden."

Als Euſtachius dieſe Antwort geleſen hatte, ſprach er zu ſeiner Gemahlin: „Liebſte Theopiſta! In dieſem Lande können wir nicht mehr bleiben, laß uns nach Ae: gypten ziehen. Dort hoffe ich eine Stätte zu finden, wo wir Gott in Ruhe und Frieden dienen können. Wir wol: len mit unſern geliebten Kindern heute noch abreiſen; je: doch erſt mit einbrechender Nacht, um uns nicht dem Ge: ſpötte und den Mißhandlungen des Heidenvolkes in der Gegend auszuſetzen." Theopiſta ſagte: „Es fällt mir zwar ſchwer, dieſe herrlichen Gegenden zu verlaſſen, wo ich das Licht der Sonne zuerſt erblickt, und die glückli: chen Tage meiner Kindheit und Jugend verlebt habe. In: deß bin ich dazu bereit; denn ich denke, es iſt der Wille Gottes ſo! Sein heiliger Engel begleite uns!"

Die zwey ehrlichen Krieger, Akazius und Antiochus, vernahmen dieſen Entſchluß mit Schrecken. „Gott im Himmel! rief Akazius, ſo ohne alle Bedienung wolltet ihr fortreiſen in ein fremdes Land? Noch ſind wir zu ſchwach, nur eine halbe Meile weit zu gehen; o bleibt

doch noch ſo lange, bis wir uns von unſrer Krankheit erholt haben! Dann wollen wir mit euch ziehen, und wäre es auch bis ans Ende der Welt.“ „Ach Gott! ſagte Antiochus, iſt es nicht ſchon hart genug, daß ihr euer ſchönes Landgut gleichſam als landsflüchtig verlaſſen müſſet? Wollet ihr auch noch eure treueſte Freunde zurücklaſſen? O verweilet doch, bis wir wieder hergeſtellt ſind. Dann wollen wir euch alle Beſchwerlichkeiten der Reiſe erleichtern; Tag und Nacht wollen wir, wenn es nöthig ſeyn ſollte, in jenem fremden Lande für euch arbeiten, um euch den nöthigen Lebensunterhalt zu verſchaffen.“

Euſtachius ſprach gerührt: „Ihr guten Männer! Ich erkenne eure Liebe und Treue mit Dank. Allein ihr dürfet mich nicht begleiten. Ich zwar kann hinziehen, wohin ich immer will, denn ich bin meiner Dienſte entlaſſen; ihr aber ſeyd dem Kaiſer noch kriegspflichtig, ihr müſſet in eurem angewieſenen Bezirke bleiben und jede Stunde ſeiner Befehle gewärtig ſeyn. Lebet alſo wohl und der Herr ſey mit euch.“

Die beyden Krieger ſagten es ſogleich den übrigen Hausgenoſſen, ihr lieber Herr wolle mit Frau und Kindern heute Abends noch fortziehen. Die Nachricht verbreitete ſich eben ſo ſchnell in die umliegenden Gebäude. Alle Bewohner kamen herbey, ihre gute Herrſchaft noch einmal zu ſehen. Sie waren alle noch blaß und abgezehrt von der kaum überſtandenen Krankheit, und viele konnten nur mühſam mit Hülfe eines Stabes herbeywanken. Alle weinten und ſchluchzten. Euſtachius tröſtete ſie liebreich. „Bleibet nur unerſchütterlich feſt im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe, ſagte er unter anderm, ſo werden wir, wo nicht auf Erden, doch in dem Himmel uns gewiß wieder ſehen.“

Als nun der Mond aufgegangen war und die verödeten Felder beſchien, ſprach Euſtachius zu ſeiner Gemahlin: „So laß uns denn unſre Reiſe im Namen des Herrn antreten!“ Alle Umſtehenden fingen an laut zu jammern. Er und ſeine Gemahlin boten noch einem jeden die Hand; auch die zwey Knaben reichten nach dem Beyſpiele ihrer Aeltern allen und jeden die kleinen Hände. Die guten Leute weinten noch mehr, begleiteten ihre gute Herrſchaft vor die Pforte des Landhauſes und wollten eine Strecke weit mitgehen. Euſtachius, beynah ſprachlos vor Wehmuth, winkte ihnen zu bleiben. Sie gehorchten und ſchau-

ten ihrem geliebten Herrn, der frommen Frau und den holden Knaben mit heißen Thränen nach.

Ach es war ein ſchmerzlicher Anblick, die edle Familie ſo fortwandern zu ſehen! Ihre Kleidung zeigte von ihrem bisherigen Rang und Wohlſtand; allein an dem Reiſegepäcke, mit dem ſie ſich beladen mußten, ſah man, daß ſie nunmehr arme Flüchtlinge waren. Euſtachius, der ſein Schwert umgegürtet hatte und anſtatt des Reiſeſtabes eine Lanze in der Hand führte, trug auf ſeinem Rücken einen Pack mit allerley Kleidungsſtücken, die der Raubgier der Feinde entgangen, und nun für die weite Reiſe ſehr dienlich waren. Theopiſta, nach Art vornehmer Römiſcher Frauen gekleidet, trug einen großen Korb mit Lebensmitteln am Arme, weil ſie nicht ohne Grund fürchtete; die Menſchen, durch deren Land ſie kämen, und die gegen die Chriſten ſo feindſelig geſinnt waren, würden ihr, ihrem Manne und ihren Kindern kaum ein Stücklein Brod mittheilen. Euſtachius ſchritt mit ruhigem Ernſte einher, und führte ſeine weinende Gemahlin, die ſolcher Reiſen nicht gewohnt war, am Arme. Die zwey Knaben aber eilten, indem ſie ſich nicht ohne Stolz ihrer Reiſeſtäbe bedienten, in kurzen ſchnellen Schritten voraus, und lächelten den Wunderdingen, die ihnen auf dieſer Reiſe begegnen würden, muthig entgegen. So wanderten denn alle auf der ſchön angelegten, zu beyden Seiten mit hohen Fruchtbäumen beſetzten Straſſe hin, auf der ſie ſonſt, in einem ſtattlichen Wagen mit muthigen Pferden beſpannt, dahin fuhren.

Theopiſta blickte öfter mit Augen voll Thränen nach ihrem freundlichen Wohnhauſe zurück, das vom Monde erhellt aus dunkeln Bäumen hervorragte. Allein Euſtachius ſprach: „Weine nicht, Theopiſta! Wir hätten dieſe Wohnung doch einmal verlaſſen müſſen. Wir ſind hier auf Erden allzumal Pilger und haben da nirgends eine bleibende Stätte. Indeß wird Gott es uns während unſerer kurzen Wanderſchaft auf Erden nie an einer Wohnung fehlen laſſen, bis Er uns in jene himmliſche Wohnungen aufnimmt, die wir dann nie mehr verlaſſen werden.“

Viertes Kapitel.

Der Mohr.

Euſtachius wanderte mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern in kurzen Tagreiſen, auf wenig beſuchten Wegen zwiſchen Wald und Gebirgen hin, und vermied Städte und größere Ortſchaften. Endlich gelangten ſie an das Ufer des Meeres. Ein großes, wohlgebautes Schiff lag vor Anker, das eben nach Aegypten abſegeln wollte. Eine Menge Laſtträger und Schiffsknechte waren emſig beſchäftigt, Fäßer hinein zu wälzen und Kiſten hinein zu tragen. Der Schiffsherr, ein reichgekleideter Mohr, deſſen Hals und Ohren mit großen glänzenden Perlen geſchmückt waren, ging gebieteriſch unter ihnen umher, und wußte alles ſehr gut anzuordnen. Euſtachius ſprach zu ihm: „Wäreſt du wohl geneigt, für Bezahlung mich, meine Frau und meine Kinder nach Aegypten über zu führen?“ „Warum nicht? ſagte der Schiffsherr mit großer Freundlichkeit, indem er den Euſtachius, deſſen Frau und Kinder aufmerkſam betrachtete; recht gern.“ „Wie viel, fragte Euſtachius weiter, verlangſt du Fährlohn, und wie viel wird die Koſt unter Weges betragen?“ „Nicht viel, ſagte der Schiffsherr, eine Kleinigkeit. Doch laßt es indeſſen gut ſeyn; wir wollen, wenn es je der Rede werth iſt, davon reden, wann ihr wieder ans Land ſteigt.“ Sie begaben ſich auf das Schiff. Die Anker wurden gelichtet, der Wind ſchwellte die Segel, und das Schiff ſchwebte über die wogende See leicht dahin. Die Kinder freuten ſich über den wunderbaren Anblick, daß Land und Bäume, wie es ihnen ſchien, zurück wichen und das Schiff ſtill ſtand; ihre Mutter ſah aber ohne Thränen das geliebte Land aus ihren Blicken verſchwinden.

Euſtachius tröſtete ſie und ſprach: „Gott, der das Meer und das Trockene geſchaffen hat, wird für uns ſorgen! Er, deſſen die ganze Erde iſt, wird uns ein neues Vaterland geben, bis Er uns in das rechte Vaterland aufnimmt.“ Sie beruhigte ſich, und freute ſich der Wunder der göttlichen Allmacht zur See, die ſie bisher noch nie geſehen hatte. Morgens betrachtete ſie mit ihrem Gemahl und ihren Kindern voll Andacht und Freude den glü-

henden Morgenhimmel und die aufgehende Sonne, die aus dem unermeßlichen Waſſerſpiegel mit einer Klarheit wiederglänzten, daß die Kinder in der That zwey Sonnen zu ſehen glaubten. Den Tag über ſahen ſie manche emporragende Inſel, die mit ihren braunen Felſen und grünen Baummaſſen an ihnen vorbey zu ſchwimmen ſchien. Große Meerfiſche begleiteten, zur beſonderen Freude der Kinder, lange Strecken weit das Schiff, und dichte Schaaren von Seevögeln flogen mit frohem Geſchrey über das Meer hin. Der Wind wehte bald ſanfter, bald ſtärker, ſchien bald nur mit den grünen Wellen zu ſcherzen, bald regte er ſie mächtiger auf, und der Anblick der unzähligen, hochaufſchlagenden Wogen gewährte eine ſchauerliche Luſt. Mancher ſchöne Abend mit goldenen und purpurnen Wolken, die ſich im Meere abmahlten, erfüllte ſie mit ſanfter Freude. Auch zu Nacht blieben ſie noch lange auf, und betrachteten den Mond und die funkelnden Sterne hoch am Himmel, und wiederſcheinend an dem zweyten Himmel in der ruhigen Fluth. Ihre Fahrt hätte nicht glücklicher ſeyn können. Nach wenigen Tagen zeigte ſich Land, und hofften nun, da eine Hütte und ſo viel Erde zu finden, als zu ihrer Ernährung, und einſt zu ihrem Grabe nöthig wäre.

Allein ein furchtbarer Sturm anderer Art drohte ihnen. Der Schiffsherr hatte eine unerlaubte Neigung zu der Gemahlin des edlen Euſtachius gefaßt. Ihre Schönheit, ihr adelicher Anſtand hatte ihn ſogleich im erſten Augenblicke in Erſtaunen geſetzt. Schon damals machte er, ohne ſich jedoch das Geringſte davon merken zu laſſen, den ruchloſen Anſchlag, ſie ihrem Gemahl zu entreiſſen. Er ſegelte deßhalb nicht dem beſtimmten Seehafen, ſondern einer öden, unbewohnten Meeresküſte zu, wo man nichts erblickte, als kahle Felſen und dürren Sandboden. Er ließ das Schiff anlegen. „Das iſt das Land, wohin ihr wollt, ſprach er fälſchlich; hier könnet ihr ausſteigen, ſobald ihr mich bezahlt habt.“ Euſtachius ſprach entrüſtet: „Was ſoll das ſeyn? Das iſt nicht das Land, wohin du uns zu führen verſprachſt.“ „Das werde ich wohl beſſer wiſſen, als du, ſagte der Schiffsherr. Bezahle und mache daß du weiter kommeſt!“ Er forderte eine ſo ungeheure Summe, daß ſie das herkömmliche Fahrgeld wohl zehnmal überſtieg. Euſtachius entſetzte ſich über dieſe abſcheuliche Ungerechtigkeit und geſtand, daß all ſeine

Baarſchaft nicht die Hälfte von dieſer übertriebenen Forderung betrage. Der Schiffsherr, den dieſes innerlich freute und dem es nur darum zu thun war, Streit anzufangen, ſtellte ſich höchſt aufgebracht. „Was! ſchrie er, wie außer ſich vor Wuth, nicht einmal halb ſo viel Geld! Da ſeh' ich mich gräßlich angeführt. Eurer Kleidung nach hielt ich euch für Leute von Stand; nun ſehe ich betrogener Mann zu ſpät, daß ich elendes Bettelvolk in mein Schiff aufgenommen habe. Es war höchſt vermeſſen von euch, ohne hinreichendes Reiſegeld eine ſolche weite Fahrt mitzumachen, und auf fremde Koſten zu leben. Ihr ſollt mich aber um meine Auslagen und meinen wohlverdienten Lohn nicht betrügen. Eines von euch muß den Frevel mit ſeiner Freiheit büßen; ich erkläre hiemit das Weib da für meine Sklavin. Sie bleibt hier auf dem Schiffe zurück: ihr übrigen möget ans Land ſteigen. Das Geld, das ich auf dem Sklavenmarkte für das Weib löſen werde, ſoll mir eure Reiſekoſten bezahlen."

Als Theopiſta dieſe Worte hörte, erblaßte ſie vor Schrecken und Entſetzen. Euſtachius mußte ſich alle Gewalt anthun, ſeinen auflammenden Zorn über eine ſo unerhörte Betrügerey und Gewaltthätigkeit zu mäßigen. Die beyden Knaben fielen dem Schiffsherrn zu Füßen, und baten und flehten weinend, ihnen ihre liebe Mutter nicht zu nehmen. Allein der Schiffsherr ſtand mit ausgeſtrecktem Arme und befahl dem Euſtachius: „Du mit deinen zwey Knaben räume mein Schiff: du aber, ſprach er zu Theopiſta, bleibeſt hier!" Theopiſta eilte mit weit ausgebreiteten Armen und fliegenden Haaren auf ihren Gemahl zu, umfaßte ihn, und ſchrie laut: „O Euſtachius, ich laſſe dich nicht — rette mich — Gott helfe uns!" Euſtachius zog ſein Schwert, umſchlang ſeine Gemahlin mit der Linken, ſchwang mit der Rechten das Schwert und rief: „Treibe deine Bosheit nicht zu weit, verwegener Mohr; ſonſt werde ich mein Weib und meine Kinder gegen dich und all dein Volk blutig zu vertheidigen wiſſen." Allein plötzlich packten mehrere ſtarke Schiffsknechte, auf den Wink des Schiffsherrn, wie er es heimlich mit ihnen verabredet hatte, den Euſtachius rückwärts, hielten ihn mit großer Gewalt feſt und nahmen ihm ſein Schwert ab. Der Schiffsherr ergriff Theopiſta und riß ſie von ihrem Gemahl, den ſie mit beyden Armen umſchlungen hielt, gewaltſam los. Sie ſank gleich einer Lilie, die der

Sturm abgebrochen, ohnmächtig mit gebeugtem Haupte und herabhängenden Armen zurück, und wäre zu Boden gefallen, wenn der grauſame Mohr ſie nicht gehalten hätte. Die zwey Knaben, die ihren Vater von einer ganzen Schaar Schiffsknechte überwältigt ſahen, und, da ſie noch keine Ohnmächtige geſehen hatten, ihre Mutter für todt hielten, erhoben ein ſo klägliches Jammergeſchrey, daß ſich Steine darüber hätten erbarmen können. Allein das rohe Heidenvolk war ohne alles Gefühl. Die Schiffsknechte ſchleppten auf den Befehl ihres Herrn den bedauernswürdigen Vater an das Land, ſchleuderten ihm ſeine zwey Kinder zu, wendeten das Schiff, und fuhren frohlockend weiter.

Euſtachius, der arglose, redliche Mann, dem dieſes alles ſo höchſt unerwartet gekommen war, wie ein Donnerſchlag bey klarem Himmel, ſtand wie verſteinert am Ufer des Meeres, hörte kaum das Jammergeſchrey ſeiner Kinder, die ſeine Knie umfaßten, ſtreckte die Arme gegen das Meer aus, und richtete ſeine ſtarren Blicke unverwandt auf das Schiff, das im Glanze der untergehenden Sonne leicht und flüchtig dahin ſegelte, und endlich in Nacht und Nebel verſchwand.

Fünftes Kapitel.

Die wilden Thiere.

Nachdem das Schiff, auf dem ſich Theopiſta, das Liebſte und Theuerſte befand, was Euſtachius und ſeine Kinder in dieſer Welt hatten, verſchwunden war, ſetzte Euſtachius ſich unter einen überhangenden Felſen, um da zu übernachten. Seine zwey Söhnchen lagerten ſich zu ſeinen beyden Seiten, und ſchlummerten, nachdem ſie ſich ausgeweint hatten, endlich ein. Die Augen des tiefbetrübten Vaters aber konnten keinen Schlaf finden. Den Verluſt ſeiner zeitlichen Güter hatte er mit Gleichmuth übertragen; er achtete ihrer kaum. Allein der Jammer, daß ſeine Theopiſta, mit der er durch die heiligſten Bande verbunden, mit der er nur Ein Herz und eine Seele war, ihm entriſſen worden; daß ſie, die liebenswürdigſte der Frauen, ſich in der Gewalt eines rohen Heiden ohne

Gottesfurcht und menſchliche Sitten befand, das zerriß ihm das Herz.

Doch faßte er ſich, blickte zu den Sternen empor, die jetzt nach und nach ſichtbar wurden, und ſein ſtarrer Schmerz thaute zu Thränen auf. „Gott, ſprach er, Du liebevoller Vater der Menſchen! Alles, was Du thuſt, iſt gut, ſo ſchrecklich es uns auch vorkommen mag. Ohne dein Wiſſen und gegen Deinen Willen hätte mir auch mein liebes Weib, meine Theopiſta, nicht können geraubt werden. Obwohl ſie in der Gewalt eines Räubers iſt, ſo iſt ſie doch in Deiner Hand. Du wirſt ſie beſchützen und bewahren. Ja dieſe Prüfung wird ihre Tugend erhöhen, wie jetzt dieſe finſtere Nacht den Glanz der Sterne. Und ſo weit ſie jetzt von mir und ihren lieben Kindern entfernt iſt, und ſo lange dieſe Trennung auch dauern mag — ein Tag muß doch kommen, der uns hier auf Erden oder dort über den Sternen wieder vereinigt.“

Es wurde nunmehr vollkommen Nacht. Ein heftiger Wind erhob ſich, und von Zeit zu Zeit ſchlugen die brauſenden Meereswogen am Ufer hoch empor. Auf den Felſen umher erſchallte das Gekreiſche nächtlicher Raubvögel. Aus der Ferne vernahm Euſtachius das donnernde Gebrüll der Löwen, und nicht weit von ihm wälzte ſich eine ungeheuer große Schlange dem Meere zu. Allein Euſtachius entſetzte ſich nicht. „Wer Dir vertraut, o Herr, ſprach er, fürchtet ſich nicht vor dem offenen Rachen der Löwen, und wandelt muthig über Schlangen und Nattern. Wie dieſe Kinder hier neben mir, ihrem Vater, ruhig ſchlafen und von allen Gefahren nichts merken, ſo will ich, wiewohl ich die Gefahr wohl einſehe, im Vertrauen auf Dich ruhig ſeyn!“ Im Vertrauen auf Gott achtete er nicht der Schreckniſſe dieſer Nacht; unter Gottes Schutze ging ſie ihm, wiewohl ſchlaflos, doch ruhig vorüber.

Endlich brach der Tag an. Die Wärme der aufgegangenen Sonne erweckte die Kinder. Sie blickten ihren Vater an, ſchauten um ſich, und ihre erſte Frage war nach ihrer Mutter. Sie fingen aufs neue an ſchmerzlich zu weinen. Der Vater tröſtete die holden Knaben. Aber indem er ſie, die guten Kinder, die nun keine Mutter mehr hatten, anblickte, brach ihm ſelber das Herz. „Gute Kinder, dachte er, ach wie vieles habt ihr verloren! Gott ſtärke mich, daß ich euch den unerſetzlichen Verluſt der beſten Mutter ſo viel möglich erſetze!“

Die Traurigkeit der Kinder war nicht von Dauer; über eine kleine Weile fragten ſie nach dem Frühſtück. Der Vater blickte in der Gegend umher; allein da war nirgends ein Fruchtbaum oder ein Strauch mit Beeren. Er ſtieg auf einen Felſen, um beſſer um ſich ſchauen zu können. Allein alles weit und breit war wüſt und leer; nirgends eine menſchliche Wohnung, oder auch nur eine Spur von einem angebauten Felde. Indeß glaubte er in ſehr weiter Ferne eine Reihe Bäume und Gebüſche zu ſehen, die ihm den Lauf eines Fluſſes zu bezeichnen, und längs deſſen Ufern hin empor zu wachſen ſchienen. „Dorthin wollen wir wandern, meine geliebten Kinder, ſagte er; dort ſcheint ſich eine fruchtbare Gegend auszubreiten! Dorthin liegt Aegypten; dort werden wir vielleicht eure Mutter wieder finden!“ Er nahm den Weg jener Gegend zu, und führte, da es in dem Sande nicht gut zu gehen war, an jeder Hand einen der Knaben. Zu einer Seite hatten ſie beſtändig hoch emporragende Felſen, zur andern Seite das Meer. Die Sonne ſtieg immer höher, die Hitze wurde immer größer. Der Sandboden und die nahen Felſen ſchienen zu glühen, und warfen die Sonnenſtrahlen mit einer Gewalt zurück, daß die Augen davon geblendet wurden. Die armen Kinder verſchmachteten beynahe vor Durſt. „Vater, ſagte Agapius, führ' uns doch an das Meer hin, und laß uns trinken! Dort iſt ja Waſſer genug!“ „Liebe Kinder, ſprach der Vater, dieſes Waſſer kann man nicht trinken; es würde euren Durſt nur vermehren und euch krank machen!“ „Ach, rief Theopiſt, das iſt doch hart, ſo viel Waſſer vor Augen ſehen und dabey verdurſten müſſen!“ Die armen Knaben vermochten das Gehen nicht mehr. Der Vater trug bald den einen, bald den andern, bald alle beyde auf den Armen. Er ſelbſt konnte ſich kaum mehr aufrecht erhalten.

Endlich, nachdem Mittag vorüber, und die Hitze ganz unerträglich war, erreichten ſie einige ſchattige Bäume, und vernahmen das Rauſchen eines nahen Fluſſes. Beyde Knaben ſanken ſogleich unter dem nächſten Baum in das Gras nieder: der Vater ſetzte ſich zu ihnen und ſagte: „Wie iſt es hier ſo kühl und lieblich! Wie thut dieſes ſanfte Grün den Augen ſo wohl! Welche große Wohlthat Gottes, die mancher ſo gering achtet, iſt der Schatten! Vielleicht habt ihr Gott in eurem Leben noch nicht dafür gedankt! O dankt Ihm doch, meine lieben

Kinder!“ Nachdem die Kinder ſich ein wenig erholt und abgekühlt hatten, klagten ſie aufs neue über Durſt und Hunger. Auch dem Vater klebte die Zunge vor Durſt beynahe an dem Gaumen. Er hieß die Knaben bleiben, ſtand auf und ging an den Fluß, um ihnen in ſeinem Helme Waſſer zu holen.

Als er an den Fluß kam, flog plötzlich ein großer Waſſervogel vor ihm auf. Euſtachius ſah nach und entdeckte zwiſchen dem Schilf ein Neſt voll Eyer, die größer als Enteneyer und noch vollkommen friſch und genießbar waren. Er band die Eyer vorſichtig, um ſie nicht zu zerdrücken, in ſein Schweißtuch, ſchöpfte dann mit ſeinem Helme von dem klaren Waſſer des Fluſſes, trank ſich erſt ſelbſt ſatt, nahm dann noch den Helm voll mit ſich, und kehrte zu ſeinen Kindern zurück. Er breitete das weiße Tuch mit den Eyern auf den grünen Raſen aus, ſtellte den Helm mit dem klaren Waſſer daneben, und ſagte freudig: „Seht, meine liebſten Kinder, wie gütig Gott uns in dieſer Wildniß einen Tiſch bereitet hat. Ohne dieſe Eyer, ohne dieſes Waſſer müßten wir hier verhungern und verdurſten! O laßt uns, ehe wir dieſe ſeine Gaben genießen, Herz und Augen zu Ihm erheben!“ Beyde Knaben ſtanden auf, falteten die kleinen Hände, und betheten ſo andächtig, wie vielleicht noch nie ein Menſch, der ſich zur reichſten Tafel niederſetzen wollte. Der Vater ließ die Kinder zuerſt aus dem Helme trinken, öffnete dann mit einer Muſchelſchale, die er am Fluſſe gefunden hatte, ein Ey nach dem andern, und gab ſie ihnen. Erſt nachdem die Kinder ſatt waren, verzehrte der Vater die übrigen Eyer. Die Knaben hatten die rohen Eyer ſo ſchmackhaft, und das Waſſer ſo erquickend gefunden, daß ſie beyde verſicherten, in ihrem Leben habe ihnen Speiſe und Trank nicht ſo gut geſchmeckt. Sie betheten aber auch nach der kleinen Mahlzeit mit einer ſolchen Andacht, daß ſie in ihrem Leben noch nie ſo andächtig nach Tiſche gebethet hatten.

„Nun, ſprach der Vater, legt euch hier in dem Schatten nieder, und ſchlaft ein wenig. Ich will indeß ſehen, wo wir am ſicherſten über den Fluß kommen können. Denn hinüber müſſen wir einmal, wenn wir nicht hier in dieſer Wildniß verſchmachten, ſondern nach Aegypten kommen wollen.“ Er brach einen ſtarken Aſt von dem Baume, richtete ihn, ſo viel es ohne Meſſer anging,

zu einem Reiſeſtab zu, deſſen er ſich im Nothfalle auch anſtatt der Waffen bedienen könnte, und ging. Er nahm die Gegend, in Augenſchein. Der Fluß brach mit großer Gewalt zwiſchen Wald und Felſen hervor. Das Waſſer war ſehr reißend, gegen die Mitte hin ſehr tief, und der Grund voll glatter, ſchlüpfriger Steine, auf denen man faſt keinen ſichern Tritt thun konnte. Der dichte Wald und die ſteilen Felſen verwehrten es, an dem Fluße weiter hinauf zu gehen, wo man vielleicht hätte leichter hinüber kommen können. Er kehrte zu ſeinen Söhnen zurück, weckte ſie und ſagte: „Nun kommt, meine lieben Kinder! Ich will es mit Gottes Beyſtand verſuchen, euch über den Fluß zu tragen: allein, weil es ſehr gefährlich iſt, einen nach dem andern.“ Er führte ſie an den Fluß und ſprach: „Du, Agapius, ſetze dich indeſſen hier am Ufer in dem Schatten dieſer Weide in das Gras. Du, Theopiſt, komm!“ Er nahm ihn auf den Arm: in der Hand des andern Arms führte er den abgeriſſenen Baumaſt, theils um ſich darauf zu ſtützen, theils um die Tiefe des Fluſſes damit zu unterſuchen. Mit großer Anſtrengung wadete er durch das Waſſer, das ihm in der Mitte des Stromes bis an die Bruſt reichte, und ihn faſt bey jedem Tritte mit ſich fort zu reißen drohte. Dennoch gelang es ihm, den Knaben glücklich hinüber zu bringen. Er dankte Gott, trocknete ſich den Schweiß von der Stirne, ruhte einige Zeit aus, und ſagte dann: „Theopiſt, ſetze dich hier nieder: ich will nun deinen Bruder holen.“ Er ſtieg wieder in das Waſſer; allein als er ſich mitten im Strome befand, hörte er den Agapius, den er abholen wollte, mit Einem Mal ſchrecklich ſchreyen: „O Vater, hilf, hilf, ein wildes Thier! Ach es will mich zerreißen!“ Euſtachius ſchaute auf — und erblickte einen furchtbaren Löwen, der dem jammernden Kinde ſchon ganz nahe war. Der Vater drohte dem Thiere mit mächtiger Stimme und ſchwang den gewaltigen Baumaſt in der Rechten. Allein wie im Fluge ergriff der Löwe den ſchreyenden und zappelten Knaben und ſprang, ſo ſchnell er konnte, mit ihm dem Walde zu. Welch ein Schrekkensanblick war dieß für den liebenden Vater! Er ſtrengte alle Kräfte an, unverzüglich das Ufer zu erreichen. Er ſtieg ans Land, er verfolgte das Thier mit lautem Drohen und weit ausgeholten Schritten! Allein bald ſah er nichts mehr von dem ſchrecklichen Raubthiere und dem

geliebten Kinde, und ſuchte vergebens die Oeffnung zu finden, durch die das Thier in den Wald zurück gekehrt war. Wildverwachſene Gebüſche, Dornen und ſtachlichte Gewächſe, die den Boden bedeckten, machten es ihm überall unmöglich, in den ſchauerlichen Wald einzudringen. Schwer aufathmend, mit klopfendem Herzen, vor Schrekken und Jammer faſt außer ſich, von Dornen und Stacheln verwundet, blieb er endlich ſtehen. Nur mit Hülfe des Baumaſtes hielt er ſich noch aufrecht. „Ach, ſeufzte er, alle meine Mühe iſt umſonſt! Ich kann das Ungeheuer nicht mehr einholen; ich kann den holden Knaben dem Rachen des Löwen nicht mehr lebend entreißen! Ach vielleicht fände ich von meinem geliebten Agapius kaum mehr einige Gebeine! O du liebliches Kind, ſo wurdeſt denn auch du mir genommen! So mußteſt du dein junges Leben ſo früh und ſo ſchrecklich — unter den Zähnen eines grimmigen Raubthieres enden — du holder Liebling meiner Seele!“ — Er ſchaute lange mit ſtarrenden Blicken ſprachlos zum Himmel. Endlich ſagte er: „Nun, Vater im Himmel, es war Dein Wille, daß es ſo ging! Du weißt es, warum Du es ſo geſchehen ließeſt! Unergründlich und unerforſchlich ſind Deine Rathſchlüſſe, aber immer weiſe und gut. Vielleicht wäre der gute Knabe ſchrecklichern Schickſalen entgegen gegangen! Vielleicht wäre er — was noch viel entſetzlicher geweſen wäre, als einem wilden Thiere in den Rachen zu fallen — ein Raub der Verführung und des Laſters geworden! — O Gott! Wie Abraham ſeinen Iſaak Dir zu opfern bereit war, ſo will auch ich dieſen meinen geliebten Sohn Dir zum Opfer darbringen!“

Theopiſtus, der andere Knabe jenſeits des Fluſſes, hatte es mit Entſetzen geſehen, wie das wilde Thier ſein Brüderchen davon trug, und hatte deßhalb das kläglichſte Jammergeſchrey erhoben. Als er aber nun auch von ſeinem Vater, der ſich weiter von dem Fluſſe entfernt hatte, vor den Gebüſchen und Sträuchen nichts mehr ſehen konnte, ſchrie er noch lauter: „O Vater, liebſter Vater! Ach wo biſt du! O komm, komm doch und verlaß mich nicht!“ Der tiefbetrübte Vater kehrte mit matten Schritten zurück an den Fluß und rief dem Knaben von weitem zu: „Schweig, liebſter Theopiſt! Sey ruhig! Sieh, da bin ich. Ich komme ſogleich zu dir hinüber!“ Allein welch neues Entſetzen! Kaum hatte der Vater den Fluß erreicht,

ſo ſah er, wie auf dem andern Ufer ein grimmiger Wolf, von dem Schreyen des Knaben herbey gelockt, auf Theopiſtus zu eilte. Der arme Kleine ſuchte zwar dem Unthiere zu entrinnen. Er ſprang aus allen Kräften längs dem Ufer hin. Der Vater drohte dem Wolfe mit lauter Stimme und geſchwungenem Baumaſte. Allein jetzt — jetzt erreichte der Wolf den Knaben, packte ihn mit den Zähnen — rannte mit ihm dem Walde zu und verſchwand. Was das wunde Herz des guten Vaters bey dieſem neuen Schlage empfand — läßt ſich nicht ausſprechen. Ihm, dem Helden, der in den furchtbarſten Schlachten, wo tauſend Schwerter und Spieße ihm den Tod drohten, ohne Furcht dageſtanden war, erſtarrten beynahe Herz und Glieder! Er ſprang zwar augenblicklich in den Strom, dem armen Kinde zu Hülfe zu kommen. Allein bis er, von der Hitze des Tages, von Schrecken und Kummer, von zweymaligem Ueberſetzen des Stromes bereits erſchöpft, mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte hinüber kam — hatte der Wolf längſt den Wald erreicht, und es war nichts mehr von dem Kinde zu ſehen!

Der beſtürzte Vater ſank, ſobald er das Ufer erreicht hatte, kraftlos zu Boden. So viele und ſo ſchnell aufeinander folgende Unglücksfälle hatten ihn ganz darnieder gedrückt. „Ach, dachte er, als Schrecken und Jammer ihn wieder denken ließen, ſo iſt denn auch die letzte Hoffnung dahin, die letzte Stütze gebrochen, der künftige Troſt meines Alters verſchwunden! Ich bin meines geliebten Vaterlandes, aller meiner Freunde, meiner Gemahlin, meiner Kinder in wenigen Tagen beraubt! Ich gleiche einem Baume, dem alle ſeine Aeſte und Zweige abgehauen worden. Mein Schmerz iſt noch größer als der Schmerz jenes frommen Patriarchen Jakobs, der ſeine geliebte Rachel begraben hatte und dem die Nachricht gebracht wurde, der Liebſte ſeiner Söhne, Joſeph, ſey von einem wilden Thiere zerriſſen worden. Jakob hatte noch mehrere Söhne; ihm blieb noch ſein geliebter Benjamin! Allein mir iſt auch noch mein geliebter Benjamin geraubt! Ich habe keinen Sohn, keine Tochter, keinen Freund mich zu tröſten! Ich kann wohl mit dem trauernden Jakob ſagen: „Mir bleibt nichts übrig, als vor Jammer und Herzenleid zu meinen Söhnen hinab zu ſinken in das Grab!“

Er ſchwieg lange. „Ach, ſagte er über eine Weile, wenn ich nicht ſo glücklich wäre, Dich zu kennen, mein göttlicher Erlöſer, und in Dir ein ſo herrliches Vorbild der Geduld in den ſchrecklichſten Leiden zu erblicken; ſo würde ich es kurz machen — nach Art meiner Landsleute, der tapfern Römer; ich würde mich, wenn ich noch eines hätte, in mein Schwert ſtürzen, oder, was ich gar leicht könnte, in den nahen Fluß. Allein Chriſtus lehrt uns anders. Wir dürfen den bittern Kelch, den uns der Vater im Himmel darreicht, nicht zurück weiſen. Wir müſſen im Leiden, wenn wir anders Chriſten ſeyn wollen, mit Chriſtus ſprechen: „Vater, dein Wille, nicht der meine!“ Es iſt nun einmal ſo! Hier können wir dem bittern Kelche, dem Kreuz und Leiden nicht entgehen. Dort aber wartet, wenn wir anders ſtandhaft im Leiden ausharren, auf uns die nie welkende Siegespalme und die unvergängliche Krone!“

Euſtachius ward auf eine kleine Weile ruhiger; allein, indem er über die Begebenheiten dieſer ſchrecklichen zwey Tage nachdachte, ſtiegen, gleich ſchwarzen Gewittern aus dem Meere, neue unermeßliche Qualen in ſeinem Innerſten auf. Denn nicht nur durch äußerliche, ſondern noch vielmehr durch innerliche Leiden ſollte er geprüft und geläutert werden. „Wie, rief er erſchrocken und wie von einem plötzlichen Blitzſtrahl getroffen, bin ich an all dem Jammer nicht ſelbſt Schuld! Wo waren meine Sinne, daß ich mein liebes Weib einem ganz fremden Menſchen, jenem treuloſen Mohren, anvertraute, aus deſſen Gewalt ich ſie nicht mehr erretten konnte? Hab' ich ſie ihm nicht gleichſam ſelbſt ausgeliefert? O ſchrecklich, ſchrecklich! Und welche Unbeſonnenheit, welche Gefühlloſigkeit war es, daß ich meine lieben Kinder hier in dieſer Wildniß, den guten Agapius an dem einen, und den holden Theopiſtus an dem andern Ufer des Fluſſes, einſam und allein ſitzen ließ? Ach das Brüllen und das Geheul der wilden Thiere in der vergangenen Nacht hätte mir eine furchtbare Warnung ſeyn ſollen! Habe ich die armen Kinder nicht gleichſam ſelbſt den wilden Thieren vorgeworfen! Bin ich nicht ein liebloſer Vater, ein Mörder, der Mörder meiner Kinder! Ach, wie blutroth die Sonne untergeht — als wollte ſie, wiewohl ſie ſtumm iſt, mich anklagen — als riefe ſie mir laut zu: Du ſelbſt biſt Schuld an dem vergoſſenen Blut deiner Kinder!“ —

„Doch, nein, nein, ſprach er jetzt ruhiger, Liebloſigkeit; Grauſamkeit war es nicht. Wiewohl ich es in meinem Leben nicht genug bereuen kann, das holde Weib dem größten Elende, die guten Kinder dem furchtbarſten Tode Preis gegeben zu haben, ſo war es doch nur Unbedachtſamkeit. Aber dennoch — welche bittere Empfindung iſt die Reue! O wie muß es dem Menſchen zu Muthe ſeyn, der vorſätzlich Böſes gethan, und abſichtlich Andere unglücklich gemacht hat! Ach, was iſt der Menſch, daß er bey dem beſten Willen ſolches Unheil anrichten kann? Wie nöthig hat er, Gott täglich zu bitten, Gott wolle ihn erleuchten, leiten, und regieren."

„Allein, ſprach er über eine Weile, wenn es bey mir auch blos Mangel an Ueberlegung war, iſt es nicht ſchon ſtrafbar, ohne Ueberlegung zu handeln? Ach, ich hätte es beſſer überlegen ſollen! — Doch, es ſey, wie es ſey! Du, barmherziger Gott, biſt meine einzige Zuflucht! Verzeih mir, was bey dieſen ſchrecklichen Begebenheiten mein Verſehen iſt! Mache wieder gut, was ich verdorben habe! Leite Du alles zum Beſten. Du nur kannſt es und wirſt es auch thun! Du ſagteſt ja durch Deinen Apoſtel: „Denen, die Gott lieben, dient alles — alſo auch jedes Verſehen, jeder Fehler, den ſie ernſtlich bereuen — zu ihrem Beſten." Ach wäre dieß nicht, ich müßte verzweifeln!"

Er ward ruhiger — aber nur auf Augenblicke. Immer aufs neue quälten ihn die bitterſten Vorwürfe. Er wußte nichts Beſſeres, als nicht mehr nachzuſinnen — da es, wie er mit Recht dachte, doch nichts mehr nützte — ſondern anſtatt des Nachſinnens und Grübelns nur immer zu bethen. Er that es; er flehte zu Gott, um Troſt, um Linderung ſeiner ſchweren Leiden. „Vater, ſprach er, der Du Deinem geliebten Sohne einen Engel vom Himmel geſandt haſt, Ihn zu tröſten — ach ſieh, auch meine Seele iſt betrübt bis zum Tod'! Ach, laß mich nicht ohne Troſt bleiben!" Es kam nun zwar kein Troſtengel — allein Gott ſandte ihm ein anderes Linderungsmittel, das ſchon oft den Unglücklichſten ſeiner Leiden vergeſſen gemacht, ja ihn wohl gar auf einige Zeit in die glücklichſten Umſtände verſetzt hat. Gott ſandte ihm einen ſanften Schlaf und wunderbare Traumbilder erheiterten ſeine trauernde Seele. Ihm träumte, er wandere durch einen dunklen Wald; allein plötzlich war das tiefe Dunkel von goldenen Sonnenſtrahlen erleuchtet; der kleine Agapius ſaß

unverſehrt und ruhig zwiſchen Gras und Blumen, lächelte ihm heiter entgegen und der Löwe entfloh ſcheu und in wilder Eile; eine andere Gegend des Waldes erſchien jetzt im Glanze der Sonne; Theopiſtus ſtand da, zeigte auf den Wolf, der todt auf den Boden hingeſtreckt lag, und blickte dankbar zum Himmel. Euſtachius erwachte: allein bald entſchlief er wieder und erblickte ſeine beyden Söhne als ſchöne blühende Jünglinge von hoher edler Geſtalt; ſie waren als Römiſche Krieger gekleidet und ihre ſchimmernden Helme waren mit grünen Lorbeerzweigen geſchmückt. Er wachte abermal auf, entſchlief noch einmal und ſieh! nun erblickte er auch ſeine Gemahlin, ſie führte voll himmliſchen Entzückens ihm ſeine beyden Söhne entgegen — und die lebhafteſte Freude erfüllte ſein Herz.

Sechstes Kapitel.

Die guten Landleute.

Als die Morgenröthe anbrach, und Wolken und Meer, Felſen und Bäume mit ihrem Roſenſchimmer erhellte, erwachte Euſtachius. Sein großer Verluſt, das Schickſal ſeiner Kinder und ihrer geliebten Mutter war ſein erſter Gedanke. Die erfreuenden Träume mußten der traurigen Wirklichkeit weichen. Allein er erhob Augen, Hände und Herz zum Himmel, und empfahl ſich und alles, was ſein Herz beſchwerte, der treuen Vaterſorge Gottes. Die Sonne ging jetzt herrlich auf, und erleuchtete Himmel und Erde mit ihrem allerfreuenden Lichte. „Geſtern, ſprach Euſtachius, ging ſie zwiſchen Duft und Nebel trüb und blutroth unter; und heute geht ſie mit all ihrem Glanze in erneuerter Herrlichkeit wieder auf! Sey es denn, daß unſre geliebten Freunde, die uns der Tod oder ſonſt ein widriges Schickſal raubte, für uns gleich der Sonne untergehen — daß wir ſie in dieſem Erdenleben nicht mehr erblicken und eine finſtere lange Nacht zwiſchen uns und ihnen liegt — es kommt einſt der Morgen, da wir ſie, gleich einer aufgehenden Sonne, in Glanz und Herrlichkeit wieder ſehen werden.“

Euſtachius richtete nun all ſein Sinnen und Trachten darauf, ſobald als möglich, jene Seeſtadt zu erreichen, wohin die Ladung jenes Schiffes beſtimmt war,

und wo er ſeine Gemahlin zu finden, und ſie unter dem Beyſtand der Obrigkeit aus den Händen jenes gottloſen Räubers zu erretten hoffte. Unverzüglich machte er ſich auf den Weg. Er wanderte beſtändig auf dem kieſigen Grunde zwiſchen dem Meere und den hohen Felſen hin und mußte unſägliche Müheſeligkeiten ausſtehen. Die Hitze der Sonne war beynahe erdrückend. Einige Auſtern, die er am Meere fand, ſtillten ſeinen Hunger; der reichliche Thau, der ſich zwiſchen den breiten, faltigen Blättern einiger Gewächſe jenes Landes ſammelt, löſchte ſeinen Durſt. So legte er eine Tagreiſe zurück. Allein die Felſen, die er bisher immer zur Seite hatte, erſtreckten ſich nunmehr weit hinein in das Meer. Er konnte nicht mehr weiter: ſeitwärts aber öffnete ſich eine Schlucht, die in das Gebirg führte. Er ging hinein, und kam in eine noch furchtbarere Wildniß. Nirgends erblickte er eine Spur von Menſchen; nur die Fußſtapfen wilder Thiere bemerkte er im Sande. Er kletterte, da es bereits Nacht war, auf einen ſteilen Felſen, und übernachtete in einer Felſenkluft, um nicht im Schlafe von den wilden Thieren zerriſſen zu werden. Mit Anbruch des Tages ſetzte er ſeinen Weg weiter fort. Die Wildniß wurde immer ſchauerlicher. Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange, und noch immer fand er keinen Ausweg. Etwas Waſſer aus einer faſt verſiegten Quelle und einige herbe Beeren der Wildniß waren ſeine einzige Labung. Er glaubte ſchon in dieſem wüſten Gebirge verſchmachten zu müſſen — da bemerkte er einen ſchmalen wenig betretenen Fußſteig. Nachdem er eine Weile darauf fortgegangen war, öffnete ſich zwiſchen den kahlen Bergen die Ausſicht in ein Thal. Nach einigen Schritten erblickte er mit Freude hohe, ſchattenreiche Bäume von ſaftreichem, dunkelgrünem Laube, dann das ſchönſte Wieſengrün, das von reichlichen Blumen hellgelb und purpurroth geſtreift war, dann wohlgebaute, reiche Kornfelder, und endlich ein ganzes, ſehr freundliches Dorf, deſſen Dächer aus einem Walde von Fruchtbäumen hervorſchauten. Das Thal, von der untergehenden Sonne beleuchtet, hätte kaum ſchöner und lieblicher ſeyn können.

Euſtachius dankte Gott, der ihn wieder menſchliche Wohnungen und gebautes Land erblicken ließ, ſtieg freudig den Felſenpfad hinab, und erreichte das Dorf. Vor einem der erſten Häuſer, an denen er vorbey kam, ſaß

ein altrr Mann, der ſich der untergehenden Sonne zu freuen ſchien. Zu ſeinen Füßen ſpielten ein Paar liebliche Kinder, die ſeine Enkel zu ſeyn ſchienen. Euſtachius ging zu ihm hin und ſprach: „Lieber, alter Vater! wäre in dieſem Dorfe für einen Fremden wohl eine Nachtherberge zu finden?“ „O ja wohl, antwortete der Greis, warum denn das nicht? Und, wenn du, lieber Mann, mir eine recht große Freude machen willſt, ſo bleibe unter meinem Dache über Nacht. Was ich habe, iſt wenig; doch gebe ich es mit Freuden.“

Euſtachius nahm das Anerbieten ſehr gerne an, und ging mit ihm in das Haus. Der Mann brachte Brod, Obſt und Wein. „Hier, ſagte er, ſind einige Erfriſchungen, bis meine Tochter von ihrer Feldarbeit nach Hauſe kommt und das Nachteſſen bereitet. Erquicke dich, und der Herr ſegne es dir!“ An dieſen Worten erkannte Euſtachius mit unbeſchreiblicher Freude, der gute Greis ſey ein Chriſt. „Gott ſey gelobt, ſprach er, der meine Schritte hieher leitete; denn ſieh, auch ich glaube an Chriſtus den Herrn, unſern göttlichen Erlöſer.“ Der Greis hatte eine eben ſo große Freude, in ſeinem Gaſte einen Chriſten zu erkennen. Es war ihnen Beyden, da ſie als Chriſten in der Mitte roher und grauſamer Heiden leben mußten, in dieſem Augenblicke nicht anders zu Muthe, als zwey leiblichen Brüdern, die in einem fremden Welttheile und unter einem feindlichen Volke ſich einander unvermuthet finden und wieder erkennen. Beyde, Euſtachius und der alte Landmann, der Klemens hieß, umarmten einander mit inniger, wahrhaft brüderlicher Liebe. Der Eine Glaube, die Eine Hoffnung, die Eine himmliſche Liebe, dieſe Verwandſchaft der Geiſter, ging ihnen über alle Blutsverwandſchaft. Sie fühlten zu einander ein ſo großes Zutrauen, als hätten ſie ſchon zehn Jahre lang mit einander gelebt.

Jetzt kam die Tochter des Greiſes mit ihrem Manne von der Feldarbeit nach Hauſe. „Seht, ſprach der freundliche Greis zu ihnen, in dieſem lieben Gaſte hat uns der Herr einen ſeiner Jünger und Freunde zugeführt!“ Beyde hatten die herzlichſte Freude, und begrüßten ihn auf das freundlichſte. Euſtachius erzählte nunmehr, wie er wegen ſeines Glaubens an Chriſtus aus ſeiner Heimath vertrieben worden, und wie böſe Menſchen und wilde Thiere ihm Frau und Kinder geraubt hatten. Alle hörten ihm

mit großer Theilnahme zu; die junge Hausfrau vergoß viele Thränen; der fromme Greis aber ſprach am Ende: „Sey getroſt! Jene Träume, mit denen Gott in der Nacht nach dem Verluſt deiner Kinder dich tröſtete, ſcheinen mir nicht ohne Bedeutung. Du haſt die guten Knaben doch nicht von den Raubthieren zerreißen ſehen; vielleicht wurden ſie noch gerettet.“ „Wie wäre das möglich!“ rief Euſtachius. „Bey Gott iſt kein Ding unmöglich, ſprach der Greis; wir dürfen ſeiner Allmacht keine Gränzen ſetzen. Wenn indeß jene Träume nur auf die künftige Welt deuten ſollten, und wenn deine Kinder auch wirklich für dieſe Welt todt ſind — ſo leben ſie nunmehr als holde Engel an Gottes Thron. Und dort wirſt du ſie gewiß wieder ſehen! Was aber deine Gemahlin betrifft, ſo wird Gott ſie ſchützen. Ja es iſt große Hoffnung, daß du ſie in Aegypten wieder finden, und der Gewalt des gottloſen Heiden entreißen werdeſt. Wenn ich nicht ſo alt wäre, ſo würde ich dich gerne dahin begleiten. Allein mein Schwiegerſohn Klitus hier, der ſchon einmal dort geweſen und aller Wege kundig iſt, macht ſich eine Freude daraus, mit dir zu gehen. Morgen ſoll er mit dir dahin ziehen.“ Dieſe Worte brachten dem betrübten Euſtachius großen Troſt. Er aß mit den guten Landleuten nun zu Nacht. Freundliche Geſichter, aus denen er ſah, daß ihm alles herzlich wohl gegönnt ſey, waren die beſte Würze der mäßigen Mahlzeit. Hierauf begab er ſich, da ſeine Kräfte faſt erſchöpft waren, unverzüglich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen, lange bevor der Tag anbrach, machte er ſich mit Klitus, dem jungen Bauer, auf den Weg. Sie eilten ſo ſehr ſie konnten, und waren, die heißeſten Mittagsſtunden ausgenommen, unausgeſetzt auf dem Wege. Als ſie aus den Bergen in die ebenen Gegenden herabkamen, miethete Euſtachius von dem Gelde, das er noch bey ſich hatte, ein Kameel, um ſchneller und bequemer weiter zu kommen. Endlich erreichten ſie die Seeſtadt, wo eine Reihe von Schiffen nahe am Ufer vor Anker lag. Euſtachius beſah die Schiffe, und erkannte zu ſeiner großen Freude bald das Schiff, auf dem er und ſeine Gemahlin ſich befunden hatten, und das jetzt auf den Strand gezogen war. Er betrachtete es genau: alle Verzierungen des Schiffes, die er ſich wohl gemerkt hatte, trafen richtig ein.

Ein Laſtträger, der auf einer Kiſte mit Waaren ſaß, um auszuruhen, rief ihm zu: „Warum beſieheſt du das Schiff ſo bedachtſam von allen Seiten? Willſt du es kaufen?“ Euſtachius, dem dieſe Worte als Scherz vorkommen mußten, blickte ihn mit wehmüthigem Ernſte an. Allein der Mann ſprach: „Ich ſcherze nicht! Das Schiff iſt feil; der Schiffer, dem es gehörte und der ein ſehr reicher Mohr war, iſt todt.“ Euſtachius erkundigte ſich näher. „Glaube mir, ſprach der Mann, es iſt nicht anders. Das Schiff lief erſt vor wenigen Tagen hier ein; allein der Schiffsherr war nicht ſo glücklich, das Land lebendig zu erreichen. Ich war dabey, als ſein entſeelter Leichnam vom Schiffe gebracht wurde. Er ſoll ſo zu ſagen jähen Todes geſtorben ſeyn.“ „Das iſt ſonderbar! ſprach Euſtachius; aber ſage mir, wo iſt die Frau, die auf dem Schiffe angekommen iſt?“ „Eine Frau? ſprach der Laſtträger. Es iſt keine Frau mit angekommen.“ „Es muß ſich eine Frau auf dem Schiffe befunden haben, ſprach Euſtachius mit Eifer. O ſage mir, lieber Mann, wo ich ſie finden kann. Du erzeigeſt dadurch ihrem betrübtem Ehemann einen großen Liebesdienſt.“ Der Laſtträger blieb dabey, er habe nichts von einer Frau geſehen, die mit gekommen ſeyn ſolle.

Ein Paar Kaufleute, die eben vorbey gingen, blieben ſtehen und hörten zu. „Es iſt ſo, wie der Mann ſagt, ſprach der eine Kaufmann. Ich hatte auch Waaren auf dem Schiffe, die ich mit Sehnſucht erwartete. Ich war in dem Augenblicke zugegen, als das Schiff landete und blieb da, bis es ausgeladen war. Allein ich verſichere dich, es hat ſich keine einzige Frau auf dem Schiffe befunden. Es war niemand darauf, als die Schiffsknechte und der Leichnam des Schiffers.“ Euſtachius erzählte nun ſo viel, als er für nöthig erachtete, von ſeiner Geſchichte, und bat dann die Kaufleute, die ihm ſehr theilnehmend zuhörten, ihm Gelegenheit zu verſchaffen, die Schiffsknechte zu ſprechen, um ſich bey ihnen zu erkundigen, wohin ſeine Gemahlin gekommen ſey. Die Kaufleute ſagten: „Es wird ſchwer halten, noch einen oder den andern aufzufinden. Sie nahmen nach dem Tode ihres Herrn ſogleich auf andern Schiffen Dienſt, und fuhren vielleicht ſchon alle mit denſelben ab; denn der Handel geht ſehr ſtark. Indeß wollen wir ſelbſt ſogleich nachforſchen.“ Sie kamen bald zurück und ſagten: „Zum guten

Glücke haben wir noch ein Paar Schiffsknechte aufgetrieben; allein ſie wollen nichts davon wiſſen, daß eine Frau auf dem Schiffe geweſen ſey."

Auf Verlangen des Euſtachius wurden die zwey Schiffsknechte vor Gericht gefordert. Sie erſchracken ſehr, als ſie in den Gerichtsſaal traten, und ganz unerwartet den Mann erblickten, den ſie an ein unbewohntes Land ausgeſetzt hatten. Auch er kannte ſie gar wohl, und ſtellte ſie zur Rede. Sie geſtanden nun ein, Euſtachius deſſen Frau und zwey Kinder hätten ſich allerdings auf dem Schiffe befunden. Der Schiffsherr habe, da Euſtachius das Fahrgeld nicht bezahlen konnte, ihn und die zwey Kinder an das Land bringen laſſen, allein die Frau als Sklavin zurück behalten. Der Schiffsherr habe dann eine heftige Leidenſchaft zu der Frau gefaßt; da ſie ihm aber durchaus kein Gehör gegeben, habe er ſie in einem Anfalle von Wuth mit dem Schwerte getödtet, und den Leichnam in das Meer geworfen. Hierauf hätten Liebe und Haß, Reue und Verzweiflung ihm das Herz abgedrückt; wenige Stunden nachher ſey er eine Leiche geweſen. Da dieſe Geſchichte ihrem verſtorbenen Herrn keines Weges zur Ehre gereiche, ſo hätten ſie mit einander abgeredet, davon zu ſchweigen; allein vor Gericht dazu aufgefordert, müßten ſie, ſo hart es ſie auch ankomme, der Wahrheit dieſes Zeugniß geben. Nachdem ſie ihre Ausſage beſchworen hatten, gingen ſie hinaus.

Wie es aber dem tiefbetrübten Euſtachius zu Muthe war, kann keine Zunge ausſprechen. Erſchüttert ging er aus der Gerichtsſtube, und wandelte voll ſtummen Schmerzens am Ufer des Meeres auf und ab. Noch hatten ſeine Augen keine Thränen. Endlich blieb er ſtehen, blickte mit hervorſtrömenden Thränen zum Himmel und ſagte: „Nun, guter Gott, ſo war es denn Deine Schickung, daß ich meine Gemahlin durch den Tod verlieren mußte! Deinem Willen unterwerfe ich mich denn in tiefſter Demuth und Anbethung. Du haſt mein geliebtes Weib zu Dir genommen. Ach, es iſt doch beſſer, ſie ſtarb eines blutigen Todes, als daß ſie in Sünde und Schande gewilligt hätte." — „O du meine geliebte Theopiſta, ſprach er weiter, ſo ſehe ich denn in dieſer Welt dein holdes Angeſicht nicht mehr! So lebe denn wohl, ſeliger Geiſt, und bethe für mich, damit ich dich und unſere lieben Kinder an Gottes Throne wieder ſehen möge."

Der junge Bauersmann Klitus, der mit Euſtachius gekommen war, hatte, während die Schiffsknechte verhört wurden, das Kameel in die nächſte Herberge gebracht, es gefüttert und getränkt. Er vernahm die traurige Neuigkeit ſogleich: „Die Frau, die mit dem Schiffe hätte ankommen ſollen, ſey auf dem Schiffe ermordet und in das Meer verſenkt worden.“ Der gutherzige Landmann hörte dieſe Nachricht mit Schaudern. Tiefbetrübt und mit weinenden Augen näherte er ſich dem beſtürzten Euſtachius, der mit Augen voll Thränen in das Meer hinaus ſah. „Ach Gott, ſprach Klitus zu ihm, mich wundert es nicht, daß du das Meer nicht ohne Zähren anſehen kannſt! Denn es iſt ja das Grab deiner geliebten Ehegatten. Allein ſchaue lieber zum Himmel auf! Wiewohl ihr Leib in dem Abgrunde des Meeres begraben liegt, ſo iſt doch ihr Geiſt in dem Himmel! Sie ſtarb den ſchönſten Tod — ſie wollte lieber ſterben, als ſündigen. Weine alſo nicht — freue dich vielmehr und lobe Gott!“ „Du haſt Recht, lieber Freund, ſprach Euſtachius, und drückte ihm die Hand; Gott ſey gelobt — ſie hat es überſtanden, und hat — ſo gräßlich ihre Ermordung war — doch ſelig geendet. Gott gebe, daß unſer Ende, von ſo ſchauerlichen Umſtänden es übrigens begleitet ſeyn möge, auch ſo ſelig ſey.“

Siebentes Kapitel.

Der Tagelöhner.

Euſtachius und der junge Bauersmann Klitus gingen einige Zeit an dem Meere ſtillſchweigend und in ihren bekümmerten Herzen nur mit Gott redend auf und ab. Endlich ſagte Klitus: „Es iſt bereits Nacht. Ich habe in der Herberge für dich ein Nachteſſen und ein Nachtlager beſtellt. Willſt du nicht mit mir gehen?“ Euſtachius ging mit ihm; allein es war ihm jetzt weder um das Eſſen, noch um das Schlafen zu thun. Klitus bezeigte eben ſo wenig Luſt dazu. Sie gingen mit einander auf die Kammer, die ihnen angewieſen wurde, und redeten noch vieles über dieſe traurige Begebenheit. Endlich ſprach Klitus: „Hier in Aegypten iſt für dich nichts mehr zu hoffen; was haſt du nun weiter vor?“ „Daran habe ich

noch nicht gedacht, ſprach Euſtachius. Es bleibt mir aber nichts übrig, als irgend einen Winkel auf Erden aufzuſuchen, um da zu trauern und zu ſterben, wenn Gott nicht noch ein Anderes über mich verfügen wird." „O ſo komm mit mir, ſagte Klitus. Mein Haus und Alles, was ich habe, ſteht dir zu Dienſten. Du kannſt meinem alten Vater, meinem Weibe und meinen Kindern keine größere Freude machen, als wenn du mit mir zurückkehreſt und bey uns bleibeſt." Euſtachius bedachte ſich und ſprach: „Nun wohl! Ich gehe mit dir. Ich will aber dir und den Deinigen nicht zur Laſt fallen, und mein Brod nicht als ein Müßiggänger eſſen. Der Apoſtel ſagt ja: „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen." Ich will dein hartes Tagwerk mit dir theilen, und dir helfen das Feld bauen. Die Hand, die ſtark genug war, Schwert und Lanze zu führen, wird wohl nicht zu ſchwach ſeyn, den Pflug zu lenken." „Nun, nun, ſagte der Landmann erfreut, wir wollen ſehen. Das wird ſich geben. Komm du nur einmal mit mir. Wir wollen ſo vergnügt zuſammen leben, wie die heiligen Engel Gottes im Himmel."

Sie beſtiegen am nächſten Morgen das Kameel und kehrten zurück. Sie kamen glücklich in dem Dorfe an, und wurden von dem liebenswürdigen Greiſe, der guten Hausfrau und den Kindern mit Freude, aber auch mit Betrübniß über die traurigen Nachrichten, die ſie brachten, aufgenommen. Da der gute Greis das Vorhaben des Euſtachius vernahm, als Tagwerker das Feld zu bauen, ſchüttelte er ſein graues Haupt. Euſtachius aber beſtand darauf. Nur eine Bedingung bat er ſich aus. Hinter dem Wohnhauſe des Bauers war eine Anhöhe, auf der einige große ſchöne Palmbäume ſtanden. „Dort, ſagte Euſtachius und zeigte nach der Anhöhe, zwiſchen jenen Bäumen wünſchte ich eine eigene kleine Hütte zu haben, wo ich die Stunden, die ich nicht bey der Arbeit bin, in ſtiller Einſamkeit, in Gebeth und Betrachtung zubringen könnte." Die guten Landleute verſprachen, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Sogleich am andern Morgen legten ſie Hand an das Werk; Euſtachius gab den Bau an und half dabei fleißig mit. Die Hütte kam bald zu Stand. Das Dach war nur mit Stroh gedeckt, und ruhte auf rohen Baumſtämmen. Die Wände waren von zähen Baumäſten dicht geflochten und mit Moos ausge-

ſtopft. Die Wohnung hatte freylich ein ſehr dürftiges Ausſehen; indeß gewährte ſie nicht nur hinreichenden Schutz gegen den Regen, ſondern in einem Lande, wo man nie eine Schneeflocke ſieht, auch gegen Froſt und Wind. Innen hatte ſie blos zwey Abtheilungen. Die erſte, in die man ſogleich durch die Hüttenthüre kam, diente zum Wohnzimmer; die andere zur Schlafſtätte.

In dieſer armen Moosbütte mit dem Strohdache wohnte nun der Mann, deſſen Wohnung ehemals ein prächtiger Pallaſt geweſen. Er verlegte ſich nun mit allem Ernſte auf den Feldbau, und brachte es nicht nur bald dahin, daß er ein Ackerfeld auf das beſte beſtellen konnte; er fand an dieſer Beſchäftigung auch Vergnügen. Er dachte wie jener Römiſche Dichter, der den Mann ſelig preiſet, der fern von Welthändeln, wie die Menſchen der Vorzeit, mit ſeinen Ochſen das Feld pflügt, genügſam und frey von Wucher und aller Geldgier. Er glich jenem großen Feldherrn Cincinatus, der, als ihm die Abgeſandten des Römiſchen Senats die Feldherrnſtelle antrugen, auch eben das Feld pflügte; vom Pfluge hinweg mächtige Kriegsheere zum Kampf führte, und nach erfochtenem Siege wieder zu dem Pfluge zurückkehrte, und auf ſeinem väterlichen Boden, bey einfachen Sitten und ländlicher Koſt, allen Reichthum und Glanz der Welt für nichts achtete.

In den Stunden, die Euſtachius von der Feldarbeit übrig hatte, ſchuf er den freyen Raum neben ſeiner Hütte zu einem Garten um, pflanzte Weinſtöcke und Feigenbäume, baute Kohl, Bohnen und andere Gemüſe und vorzüglich ſchöne und große Melonen. Zu Mittag ſpeiſete er gewöhnlich mit ſeinen guten Landleuten; oft ſogleich draußen auf dem Felde. Er lagerte ſich dann mit ihnen im Schatten irgend eines Baumes auf den Raſen, aß mit ihnen ſehr vergnügt aus Einer Schüſſel, und wünſchte ſich keine beſſern Gerichte. Abends bereitete er ſich ſeine mäßige Mahlzeit meiſtens ſelbſt; er ſaß dann an dem kleinen Feuerheerde, der in einer Ecke ſeiner Hütte angebracht war, und während der Topf mit Gemüſe am Feuer ſtand, las er, um keinen Augenblick der Zeit unbenützt zu laſſen, in dem Evangelium, den Briefen der Apoſtel, oder in den Pſalmen.

Nach der kleinen Mahlzeit ſetzte er ſich gewöhnlich auf die hölzerne Bank; die er unter einem der Palmbäu-

me aufgeſchlagen hatte. Seine guten Landleute, der from- me Greis, der junge Bauer und deſſen Eheweib kamen dann zu ihm herauf, ſetzten ſich zu ihm, und während die Glut des Abendroths erloſch und ein Stern nach dem andern aus der tiefen Bläue des Himmels hervorfunkelte, redete er mit ihnen von dem Glauben an Gott und Je- ſus Chriſtus und von den Hoffnungen, die einſt, wenn die Welt umher für uns in die Nacht des Todes ver- ſinkt, dort oben über den Sternen auf uns warten. Er ſprach mit Entzücken von jenem Augenblicke des Himmels, da Chriſtus dort im Walde ſich ihm geoffenbart; er be- theuerte öfter, daß er nur im Chriſtenthume volle Be- ruhigung gefunden und des ewigen Lebens gewiß gewor- den. Auch erzählte er ihnen noch Manches aus ſeiner Le- bensgeſchichte, was für ſie lehrreich und angenehm war. Sie nahmen aus ſeinen Erzählungen wohl ab, daß er vorhin vermöglich geweſen und bey dem Kriegsheere eben nicht die geringſte Stelle begleitet hatte; allein davon, daß er der berühmte Feldherr Plazidus ſey, ſagte er ihnen aus Beſcheidenheit kein Wort. Sie kannten ihn nur unter ſei- nem chriſtlichen Namen Euſtachius.

Die Einwohner des Dorfes waren, außer den chriſt- lichen Bauersleuten, die ihn ſo liebreich aufgenommen hat- ten, beynahe alle noch Heiden. Allein Euſtachius machte ſich die größte Freude daraus, ihnen allen ohne Unterſchied bey jeder Gelegenheit Gutes zu erweiſen. Seine höhere Einſicht, ſeine Tugend, ſein Muth ſetzten ihn in den Stand, ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Unter Anderm wurden ihre Felder vielfältig nicht nur von Hirſchen, ſondern auch von ungeheuren, großen und ge- fährlichen wilden Schweinen verheert; die reißenden Thiere der nahen Wildniß fielen nicht ſelten in die Heerden ein, und manches Rind wurde von einem Löwen zerriſſen, manches Schaf von einem Wolfe geraubt. Denn damals, wo es noch keine Feuergewehre gab, war es, zumal für friedliche Bauersleute, nicht ſo leicht, ſich der Raubthiere zu erwehren. Der tapfere Euſtachius nahm ihre Felder und Heerden gegen die wilden Thiere in Schutz, und durchwachte manche finſtre ſtürmiſche Nacht auf freyem Felde. Als ein jagdkundiger Mann lehrte er die Männer, ſich gegen die Thiere des Waldes bewaffnen und ſie be- kämpfen. Er war immer der Anführer auf der Jagd;

vieles Wild, ja mancher Wolf, mancher Löwe wurde zur Erde hingeſtreckt, ohne daß je ein Menſch verletzt ward.

Die Männer hatten großes Zutrauen zu dem tapfern Manne. Der Adel ſeiner Seele, der ungeachtet der dürftigen Bauernkleidung, die er jetzt trug, aus ſeinem ganzen Betragen hervorleuchtete, flößte ihnen Ehrfurcht ein, und ſeine Menſchenfreundlichkeit gewann ihm aller Herzen. Wenn er nach vollbrachtem Tagwerke unter den Bäumen ſeiner Hütte ſaß, kamen faſt mit jedem Abende mehr Männer — und auch Weiber und Kinder herbey, und horchten auf jedes Wort ſeines Mundes. Er ſprach dann am liebſten von der Seligkeit eines wahren Chriſten. Es traf bey ihm, wie bey allen, die Jeſum Chriſtum wahrhaft erkennen, das Wort ein: „Ich glaube, darum rede ich.“ Da ſeine Worte von Herzen kamen, ſo gingen ſie auch wieder zu Herzen. Immer mehrere glaubten an Chriſtus. Ein chriſtlicher Prieſter, der von den Heiden vertrieben in dieſes Thal kam, taufte ſie, und reichte ihnen das Brod des Lebens. Die Hütte des Euſtachius diente dabey zur Kapelle. Als aber der Prieſter nach einigen Jahren wiederkam, mußte das heilige Abendmahl unter den Palmen vor der Hütte des Euſtachius gehalten werden. Denn Euſtachius hatte nunmehr die Freude erlebt, daß alle Einwohner des Dorfes ſich zum Chriſtenthume bekannten, alle Ein Herz und Eine Seele waren, und das liebliche Bild einer chriſtlichen Gemeinde in der Wirklichkeit darſtellten.

Achtes Kapitel.

Die zwey Krieger.

In dem friedlichen Thale, wo Euſtachius in Mitte ſeiner guten Landleute ſo zufrieden lebte, hatte er bereits fünfzehn Jahre zugebracht. Er wußte von dem, was in der übrigen Welt vorging, wenig oder nichts. Eines Abends nun, da die Schatten der Berge ſich ſchon ſehr weit in das Thal erſtreckten, und er, die müden Ochſen mit dem umgeſtürzten Pflug vor ſich hertreibend, eben vom Acker zurück nach Hauſe kehren wollte, erblickte er in einiger Entfernung zwey Krieger, die auf das Dorf zugingen. Ihre glänzenden Helme, ihre ſcharlachrothe Klei-

dung und die blitzenden Lanzen, deren ſie ſich als Wanderſtäbe bedienten, machten ſie ſchon von weitem kenntlich. Euſtachius, als ein Kriegsheld und ehemaliger Feldherr, erfreute ſich dieſes Anblicks, und blieb ſtehn. Die zwey Krieger ſchritten auf ihn zu, und Euſtachius erkannte in ihnen mit nicht geringer Verwunderung ſeine ehemaligen Streitgenoſſen und getreuen Diener — Akazius und Antiochus. Sie erkannten ihn aber nicht, denn ſein Angeſicht war von der Sonne gebräunt, und die ſchlechte rauhe Kleidung eines ackernden Landmanns machte ihn noch unkenntlicher. Es fiel den ehrlichen Kriegern gar nicht ein, nur zu denken, der dürftig gekleidete Mann, der vor ihnen ſtand, ſey ihr ehemaliger Gebieter und Feldherr.

Euſtachius rief, indem er ihnen die Hand bot, mit großer Freundlichkeit: „Willkommen, meine Freunde! Was in aller Welt führt euch hieher in dieſes Thal, wo ſeit vielen Jahren keine Römiſche Kriegslanze geblinkt hat?“ Akazius ſprach: „Sey auch du uns gegrüßt, du guter, freundlicher Bauersmann! Was aber unſer Geſchäft betrifft, ſo ſollen wir, auf des Kaiſers Befehl, den Feldherrn Plazidus in weiter Welt aufſuchen. Allein all unſere Mühe war bisher vergebens, und wir werden am Ende wohl wenig Ehre davon tragen, einen ſolchen Auftrag übernommen zu haben.“ Euſtachius merkte, daß ſie ihn nicht kannten, und auch er wollte ihnen nun nicht ſogleich ſagen, daß er ſie erkenne. Er wollte vorher inne werden, ob ſie noch ſeine alten treuen Freunde ſeyen, und warum der Kaiſer, bey dem er in Ungnade war, ihn aufſuchen laſſe. Er ſagte alſo blos: „Nun, nun, ihr findet dieſen Plazidus vielleicht, ehe ihr denkt. Unverhofft, kommt oft! Indeß geht die Sonne bereits unter, und ihr ſeyd müde von der Reiſe. Kommt mit mir, und bleibt bey mir über Nacht. Ich mache mir eine wahre Freude daraus euch zu bewirthen.“

Die Soldaten ließen ſich dieſes nicht zweymal ſagen; es war ihnen etwas Ungewohntes, daß man ſie einlud, ins Quartier zu kommen. Sie gingen mit ihm in das Dorf. „Geht jetzt nur dort hinein, ſprach nun Euſtachius, indem er mit dem Geißelſtabe auf ſeine Wohnung zeigte; ich komme ſogleich nach. Ich muß nur erſt für die müden Thiere da ſorgen.“ „Dort hinein, in jene arme Hütte? ſagte Akazius bedenklich. Seyd ihr denn nicht der Bauer von dieſem Hofe da?“ „Nein, ſprach Euſta-

chius, ich bin eigentlich nur ſein Tagwerker. Indeß gebe ich euch mein Wort, ihr ſollet mit der Bewirthung zufrieden ſeyn." „Nun, wir wollen einmal ſehen!" ſagte Akazius den Kopf ſchüttelnd, und ging die Anhöhe hinauf der Hütte zu, und Antiochus folgte ihm.

Euſtachius aber führte die Ochſen in den Stall, ſchüttete ihnen Futter vor, und ſprach dann zu dem Bauer und der Bäuerin: „Ich habe da ein Paar wackere Kriegsmänner angetroffen, die hier durchreiſen wollten. Da lud ich ſie denn ein, bey mir zu übernachten. Es geziemt ſich daher doch wohl, daß ich ihnen ein anſtändiges Abendeſſen und einen Becher Wein vorſetze. Ich bitte euch, helft mir aus der Noth. Ich bin bereit, alles, was ſie genießen werden, mit dieſen meinen zwey Händen durch verdoppelte Arbeit zu erſetzen." „Ey was erſetzen! ſagte der Bauer; das haſt du längſt hundertfältig verdient. Und überdieß iſt es ja unſere Chriſtenpflicht, Fremde zu beherbergen." Die Bäuerin ſagte: „Zu gutem Glücke habe ich von dem Hirſch, den du neulich geſchoſſen, noch einen ſchönen großen Braten im Hauſe; denn will ich ſogleich zurichten. Wein aber will ich dir geben, ſoviel du willſt, und zwar vom beſten, den wir haben." Sie eilte, und brachte einen großen Krug Wein und Brod dazu.

Als Euſtachius mit dem irdenen Kruge und dem Brode in die Hütte trat, hatten ſeine zwey Gäſte es ſich indeſſen bequem gemacht. Sie hatten Schwert und Helm abgelegt, die Lanzen in eine Ecke gelehnt und ſich an den Tiſch geſetzt. Euſtachius füllte die hölzernen Becher mit Wein und ſprach freundlich: „Erquickt euch indeſſen, bis das Abendeſſen bereitet iſt, mit Brod und Wein." Akazius griff ſogleich zu, trank und ſagte: „Einen ſo guten Wein hätte ich in dieſer Hütte nicht geſucht, und — die Wahrheit zu ſagen — einen ſo guten Mann auch nicht." Beyde Krieger ließen ſich den Wein wohl ſchmecken, und wurden ſehr fröhlich. Sie fingen nun an von ihrem ehemaligen Feldherrn Plazidus zu reden. Akazius ſagte: „Er iſt der Mann, den wir von allen Menſchen auf Erden am meiſten ſchätzen. Wir haben unter ihm gedient. Doch will ich jetzt nicht davon reden, wie er im Felde zu befehlen und das Heer in Schlachtordnung zu ſtellen wußte, wie ſein Angeſicht, ſein Blick unſern Muth entflammte, wie er zu ſiegen verſtand — und wie mild er gegen die Beſiegten war, wie er auf gute Mannszucht hielt, und

dabey ein Freund und Vater der Soldaten war. Von ſolchen Dingen, mein guter ehrlicher Landmann — nimm es mir nicht übel! — verſtehſt du nichts. Allein ich wollte, du hätteſt ihn in ſeinem Hauſe und auf ſeinen Landgütern geſehen, wie er da die lautere Liebe und Güte war, und doch dabey ſein Anſehen zu behaupten wußte. Seinem Blicke entging nichts. Bey ihm traf es wohl recht zu: Das Auge des Hausherrn düngt den Acker und vermehrt den Kühen die Milch. Reichere Felder und ſchöneres Vieh ſah man nirgends. Doch, das iſt das Wenigſte. Allein ſeine Ordnung unter dem Geſinde war muſterhaft. Da zeigte es ſich in der That: Wie der Herr, ſo der Knecht. Er hatte eine Auswahl von trefflichſten Dienſtleuten. Und du magſt es uns nun glauben oder nicht, wir lebten mit dieſem großen Manne unter Einem Dache; wir waren ſo glücklich, ſeine Diener zu ſeyn, und ſein Vertrauen zu genießen. Obwohl wir nur gemeine Soldaten ſind, ſo ging er dennoch mit uns um, wie ein Vater mit ſeinen Kindern: ja wie ein Bruder mit ſeinen Brüdern. Ach ich könnte weinen, wenn ich jener glücklichen Zeiten gedenke! Doch ſie ſind längſt vorbey, und ſeit dieſer langen Zeit hatte ich keine ſo fröhliche Stunde mehr. Unſer Herz brennt von Verlangen, ihn wieder zu ſehen. Einen beſſern Mann als ihn trägt wohl die Erde nicht.“

„Nun, nun, guter Freund, ſprach Euſtachius lächelnd, lob ihn nur nicht gar ſo übermäßig. Ich denke, er iſt um kein Haar beſſer, als ich, und das will eben nicht viel ſagen.“

„Um kein Haar beſſer als Du? rief Akazius mit Eifer. Ehrlicher Bauer, du haſt wirklich keine ſchlechte Meynung von dir ſelbſt. Die ſchöne Tugend der Beſcheidenheit übertreibſt du eben nicht; indeß bewundere ich deine Aufrichtigkeit. So ein guter Mann du übrigens ſeyn magſt — mit unſerm Feldherrn, dem berühmten Plazidus, mußt du dich nicht vergleichen. Sonſt müßte ich in der That deinen Verſtand ſehr in Zweifel ziehen.“ —

Antiochus ſprach, den Akazius unterbrechend: „Auch ſeine Gemahlin iſt eine vortreffliche Frau, und eines ſolchen Mannes ganz würdig. Und zwey Kinder hatten ſie — o zwey ſchöne, holde Knaben — voll Feuer und Leben. Der eine, mit ſeinen dichten dunklen Locken, glich dem Vater, der andere, blond von Haaren, der Mutter.

Die zwey Knaben möchte ich jetzt ſehen; ſie müßen indeß zwey herrliche Männer geworden. Wir Soldaten ſagten oft zu einander: Das giebt einmal ein Paar Helden trotz ihrem Vater; ja, wenn es möglich wäre, ſo würden ſie ihn noch übertreffen.“

Euſtachius, den der Anblick ſeiner ehemaligen Diener, und ihre Liebe zu ihm, ihre Treue und Anhänglichkeit ſchon ſehr gerührt hatte, wurde jetzt, da ſie ihn an die vergangenen glücklichen Tage, an ſeine theure Gemahlin und an ſeine lieben Kinder erinnerten, heftig erſchüttert. Der Schmerz über das ſchreckliche Schickſal eines ſo guten Weibes, ſo lieber Kinder wurde mächtig in ihm aufgeregt. Er konnte die Thränen, die mit Gewalt hervorbrechen wollten, kaum mehr zurückhalten. Er ſtand auf, ſah durch das Fenſter und ſagte mit bebender Stimme: „Es iſt während unſers Geſprächs ziemlich dunkel geworden. Ich will Licht holen und nachſehen; ob das Abendeſſen noch nicht fertig iſt.“ In der That ging er aber nur hinaus, um ſich draußen ungeſehen ſatt zu weinen.

Als er hinaus gegangen war, ſagte Antiochus: „Du, Bruder, kommt es dir nicht auch ſo vor, wie mir? Mir ſcheint es, daß dieſer Mann unſerm verehrten Feldherrn gleiche. Je länger ich den Mann betrachtete, je ähnlicher ſchien er ihm. Auch die Stimme und die Ausſprache dieſes Mannes mahnte mich an Plazidus. Einige Male war es mir nicht anders, als ſähe ich das Angeſicht unſers ehemaligen geliebten Herrn wirklich vor Augen. Betracht' ihn, wenn er wieder hereinkommt, doch auch recht aufmerkſam, ob er nicht Derjenige ſey, den wir ſuchen?“

Akazius ſprach: „Was fällt dir ein! Biſt du toll? Wie wäre es möglich, daß unſer berühmter Feldherr einem Bauer als Knecht diene! Wie ſollte er, mit der Hand, die ehemals den Befehlshaberſtab über Römiſche Kriegsheere führte, Geißel ſchwingen und hinter den Ochſen daher gehen? Ich gebe es zwar zu, daß ſich in den Mienen und Geberden dieſes Bauers etwas Edles zeige und daß er einige Aehnlichkeit mit Plazidus habe. Allein ich fürchte, unſere Begierde, unſern Feldherrn zu finden, und vielleicht auch der Wein, der uns den Kopf ein wenig erhitzte, ſpiegle uns das nur ſo vor. Ich weiß jedoch ein ſicheres Zeichen, woran Plazidus unfehlbar zu erkennen iſt. Er wurde einſt in der Schlacht, hier ſeitwärts am Halſe, wo Helm und Panzer eine kleine Oeff-

nung laſſen, von einem feindlichen Spieße verwundet. Es war in der That keine leichte Ritze, ſondern das ſcharfe Eiſen hatte ziemlich tief eingedrungen. Die Wunde ward ſehr gut geheilt; allein das Wundmahl, das ſie zurück ließ, blieb ihm beſtändig, und er wird es wohl mit ſich ins Grab nehmen. Werden wir nun, wenn unſer gütiger Aufwärter wieder herein kommt, das Wundmahl an ihm bemerken, ſo dürfen wir nicht im geringſten zweifeln, er ſey unſer geliebter Feldherr."

Euſtachius kam mit der brennenden Lampe wieder herein, ſtellte ſie auf den Tiſch, und neigte ſich ein wenig über den Tiſch, um den Docht der Lampe etwas weiter vorzuſchieben. Die zwey Männer richteten ihre Blicke unverzüglich nach ſeinem Halſe, den er nach Landesſitte entblößt trug, erkannten deutlich das Wundmahl — und ſprangen beyde zugleich und von Erſtaunen und Freude ganz auſſer ſich ſo heftig vom Tiſche auf, als wären ſie von einem plötzlichen Wahnſinn ergriffen worden. Sie wußten nicht mehr; was ſie thaten. Sie weinten und jauchzten durcheinander, fielen ihm wechſelweiſe um den Hals, benetzten ihn mit Thränen, und erſtickten ihn faſt mit Küſſen. Dann fielen ſie ihm zu Füßen, und baten ihn wegen dieſer Vertraulichkeit, die ſie in der Freude ihres Herzens ſich erlaubt hätten und die der ihm ſchuldigen Ehrfurcht zuwider wäre, demüthig um Verzeihung. Dann ergriffen ſie wieder ſeine Hände, als fürchteten ſie, was ſie mit Augen ſehen, ſey nur ein Traum. „O du tapferer Held, riefen ſie, du, unſer Feldherr Plazidus, oder wie wir dich lieber nennen, du ehrwürdiger Euſtachius, welcher Name dir in der Taufe gegeben wurde! Du unſer Freund, unſer Wohlthäter, unſer Vater! Sieh deine zwey geringen Diener hier zu deinen Füßen. Aber in welcher Geſtalt müſſen wir dich erblicken! Welch eine traurige Veränderung iſt mit dir vorgegangen, ſeit du uns zum Siege führteſt, oder uns das Glück des Friedens auf deinem Landgute mit dir genießen ließeſt! Ach, ſo hat ſich denn unter den Vielen, die dir ihr Glück zu danken haben, keiner gefunden, der ſich deiner im Elende angenommen hätte! Und wo iſt Theopiſta, deine edle, fromme Gemahlin? Wo ſind deine Söhne, der hoffnungsvolle Agapius und der holde, freundliche Theopiſtus? Warum lebſt du ſo einſam und verlaſſen in dieſer elenden Hütte? Iſt dir von allem deinem Glücke, allen deinen Ehrenzei=

chen nichts übrig geblieben, als dieſes Wundmahl? Ach ſag uns, ſind wir auch wirklich bey Beſinnung, oder betrügen uns unſere Sinne und haben wir Denjenigen, den wir ſo ſehnlich ſuchen, noch nicht gefunden?“

Euſtachius, der edle, gefühlvolle Mann, dem ſchon lange die Thränen in den Augen ſtanden, wurde jetzt, da er ſeine unvergeßliche Gemahlin und ſeine lieben Kinder mit Namen nennen hörte, und deren ſchreckliches Schickſal den alten, treuen Freunden erzählen ſollte, von der Empfindung überwältigt. Er fing an ſo herzlich zu weinen, daß ihm die reichlichen Thränen nicht nur die Wangen, ſondern auch das Kleid benetzten. „Ach meine Freunde, ſagte er, ich habe euch traurige Geſchichten zu erzählen. Meine zwey Söhne ſind längſt todt; beyde wurden von wilden Thieren zerriſſen. Meine Gemahlin wurde mir von einem Manne, der wohl grauſamer war, als die wilden Thiere, geraubt, und da ſie nicht in Sünde und Schande willigte, von ihm ermordet. Ja, wohl einſam und verlaſſen, und wie ihr ſeht, in tiefer Betrübniß blieb ich allein zurück. Von dem Verluſte zeitlicher Güter will ich gar nicht reden. Mag die Welt mich immerhin ein trauriges Denkmahl ehemaliger Größe nennen; mag ich immerhin als ein lebendiger Zeuge von dem Unbeſtand alles Erdenglückes vor der Welt daſtehen. Ich achte das nicht! Allein der Verluſt meines lieben Weibes, meiner lieben Kinder, verwundete mein Herz tief, und dieſe Wunde heilte nicht ſo ſchnell, als die Wunde, die jener feindliche Spieß mir verſetzte. Sie blutet noch. Indeſſen war es ſo Gottes Wille. Sein heil'ger Name ſey geprieſen. Denn ich baue feſt auf jenes Wort: „Die Leiden dieſer Zeit ſind nicht werth der Herrlichkeit, die dort auf uns wartet.“ Dort werden wir unſre Geliebten wiederſehen.“

Die getreuen Diener vernahmen das ſchauerliche Schickſal der holden Knaben und der edlen Frau mit Entſetzen, und von den Thränen des betrübten Vaters und Ehegattens noch mehr ergriffen, fingen ſie an, ſo laut zu jammern, als würden die holden Kinder eben jetzt in dieſem Augenblick von den wilden Thieren zerfleiſcht, und als ſähen ſie die blutige Leiche der Mutter, jener herrlichen Frau, mit Augen.

Die Leute in dem nahen Bauernhauſe hörten erſt das Jauchzen und den Jubel der Freude, und dann lautes

Jammern und Klagen in der Hütte erſchallen; der junge Bauer, die Bäuerin, der gute alte Vater kamen deßhalb herüber, um zu ſehen und zu hören, was da vorgehe. Euſtachius ſprach: „Dieſe braven Krieger ſind alte treue Freunde und Hausgenoſſen von mir. Erſt vor wenigen Augenblicken erkannten ſie mich wieder, und hatten darüber eine ſo große Freude; da ich ihnen aber den Tod meines lieben Weibes und meiner guten Kinder erzählte, brachen die guten treuen Seelen darüber in einen ſo großen Jammer aus.“

Die guten Landleute wurden ſowohl von jener Freude als dieſem Jammer bis zu Thränen gerührt. Da aber Akazius ſah, daß die Leute mit dem Feldherrn ſo vertraut umgingen, als wäre er nur ihr Knecht, und daß es ihnen noch ganz unbekannt ſey, was für eine hohe Würde er in der Welt begleitet habe, ſprach er: „Ihr wißt gar nicht, was für einen großen Mann ihr bisher in dieſer ſchlechten Hütte beherbergt habt. Der Mann, der bey euch ſein Stück Brod mühſam mit der Arbeit ſeiner Hände erwirbt, gab ehemals unzähligen Menſchen ihren Lebensunterhalt. Er, der euch als Tagwerker dient, hatte ehemals über große Kriegsheere zu befehlen und viele Tauſend tapfere Männer gehorchten ſeinem Winke. Euer kleines unbekanntes Dorf, das ihr, glaube ich, Badyſſus nennt, wird nach Jahrhunderten noch mit Ruhm genannt werden, weil er ſich ſo lange da aufhielt. Denn Derjenige, der hier vor euch ſteht, iſt kein anderer — als der ruhmvolle Römiſche Feldherr Plazidus.“

Die guten Bauersleute hörten dieſes mit Erſtaunen, und traten ehrerbietig und etwas ſcheu zurück. Denn ein Römiſcher Feldherr wurde damals geehrt wie ein Fürſt. Allein Euſtachius ſagte: „Laßt das gut ſeyn, lieben Freunde, und kehrt euch nicht daran. In dieſer Welt müſſen nach Gottes Anordnung freylich Einige ſeyn, die befehlen, und Andere, die gehorchen. Auch iſt es Gottes Schickung ſo, daß Einige reich, und Andere arm ſind. Allein es ſey einer Herr oder Knecht, arm oder reich: vor Gott macht dieſes keinen Unterſchied. Dieſe Welt gleicht einem Schauſpiele, in dem Einer den Feldherrn, der Andere den gemeinen Soldaten; dieſer den Bauer, jener den Knecht vorſtellt. Wenn der Vorhang gefallen iſt, ſieht man nicht darauf, was einer vorgeſtellt, ſondern w i e er es vorgeſtellt habe, und der Bettler, der ſeine Sache gut

machte, trägt einen größern Ruhm davon, als der Fürſt, der ſie nicht ſo gut machte. Laßt uns darauf bedacht ſeyn, damit einſt, wenn dieſe Welt, gleich einem Schauſpiele, enden, und der Herr kommen wird zu richten — ein Jeder von uns, in ſeinem Berufe treu erfunden werde."

Antiochus ſprach: „Du warſt deinem Berufe immer getreu, liebſter Feldherr, ſeitdem du zum Chriſtenthume berufen wurdeſt, ja, ſeitdem wir dich kennen. Als du noch reich warſt, und im Anſehen ſtandeſt, verwendeteſt du deine großen Reichthümer nur dazu, den Menſchen, die in Noth waren, zu helfen, und du bedienteſt dich deines Anſehens nur, die Unterdrückten zu erretten. Als die Stunde der Prüfung für dich gekommen war, opferteſt du, ehe du Chriſtus dem Herrn ungetreu geworden wäreſt, lieber die Gunſt des Kaiſers, deine Feldherrnſtelle und deine anſehnlichen Landgüter willig auf, und ertrugſt es mit himmliſcher Geduld, als das rohe Heidenvolk dein Haus plünderte, dir nach dem Leben ſtellte, und dich nöthigte, aus dem Lande zu entfliehen. Die herrliche Erkenntniß Jeſu Chriſti ging dir über alle Gunſt, allen Glanz, Ruhm und Reichthum der Welt; aus Liebe zu Chriſtus und um deſſen treuer Jünger und Nachfolger zu bleiben, aßeſt du hier im Schweiße deines Angeſichtes dein Brod, und führteſt ein ſtilles verborgenes Leben."

Die guten Landleute hörten mit Erſtaunen und Rührung, was die beyden Krieger ſagten. Der alte Bauer aber, dieſer ehrwürdige Greis, ſprach mit Thränen in den Augen zu Euſtachius, indem er ihn bey der Hand nahm: „Edler Mann! in dieſer langen Reihe von Jahren, in der du bey uns lebteſt, haſt du kein Wort von deiner hohen Würde und deinen großen Kriegsthaten geſagt, und keine Klage über deine Verfolger iſt über deine Lippen gekommen! Die Demuth und Liebe Jeſu Chriſti iſt wahrhaft in deinem Herzen. Freue dich und frohlocke, daß du ſo verfolgt wurdeſt, und ſo vieles leiden mußteſt; denn ſieh, dein Lohn in dem Himmel wird groß ſeyn."

Neuntes Kapitel.

Der Krieg.

Als Euſtachius ſich mit den zwey Kriegsmännern wieder allein ſah, ſetzte er ſich mit ihnen wieder an den Tiſch. Die Bäuerin hatte indeſſen den Hirſchbraten nebſt andern dazu gehörigen Speiſen und allerley Gebackenem aufgetragen. „Eſſet nun, meine Freunde, und erfreut euer Herz mit Wein!“ ſprach Euſtachius freundlich, indem er wieder einſchenkte. Allein Antiochus ſagte mit einem Seufzer: „Ach, unſer Herz iſt ſchon geſättigt von Freud' und Leid, bis zum Zerſpringen. Wie könnten wir jetzt eſſen und trinken?“ Akazius gab ihm Recht. „Nun denn, ſprach Euſtachius; vielleicht mögt ihr ſpäter etwas genießen. Allein vor allem Andern erzählt mir jetzt, wie geht es den Chriſten, unſern geliebten Brüdern und Schweſtern? Werden ſie noch immer ſo ſchrecklich verfolgt?“ „Nein! ſagte Akazius. Der Kaiſer ſcheint den Chriſten nicht mehr ſo abhold, wie ehemals. Die Statthalter und Richter merkten auch wohl, durch die Verfolgung der Chriſten geſchehe ihm kein Dienſt, und die Verfolgung hat deßhalb ſehr nachgelaſſen und in manchen Gegenden ganz aufgehört.“

„Nun, Gott ſey Dank! ſprach Euſtachius; Er wolle ſeiner Kirche bald vollkommnen Frieden ſchenken. Jetzt möchte ich aber noch Eines wiſſen. Ihr ſprachet vorhin von Aufträgen, mich aufzuſuchen. Wie iſt es damit?“

„Ach ja, rief Akazius; die Freude, dich wieder zu ſehen, und der Jammer um deine Gemahlin und deine Söhne brachte mir alles Andere, ſogar den Auftrag des Kaiſers an dich, ganz aus dem Sinn. Höre denn! Seit du zwiſchen dieſen Felſen und Wäldern wohneſt, hat ſich in der Welt Vieles zugetragen, wovon du nichts inne geworden. Die Parther, die du einſt ſo rühmlich beſiegt haſt, haben die Friedensbündniſſe mit Rom gebrochen. Mit großer Heeresmacht drangen ſie über den Gränzfluß des Römiſchen Gebietes, den Hydaspes, drängten die Römiſchen Kriegsſchaaren überall zurück, und verheerten das ganze Land weit und breit mit Feuer und Schwert. Ein Eilbothe nach dem andern kam nach Rom, mit den

dringendſten Bitten um Verſtärkung, indem ſonſt alles verloren ſey. Der Kaiſer mochte ſich in großer Verlegenheit befinden. Er hat ſeine Eroberungen zu weit ausgedehnt, und hat nun Mühe, ſie alle zu behaupten. Indeß ließ er mehrere Kriegsſchaaren, und auch die Legion, unter der wir dienen, zuſammen rufen. Er ſelbſt erſchien vor dem verſammelten Heere. Er forderte die Soldaten auf, eingedenk ihres alten Ruhmes, dem Römiſchen Namen Ehre zu machen. Allein mehrere Hauptleute und Gemeine riefen laut auf: „Kaiſer, gieb uns unſern Feldherrn Plazidus zurück, ſo wollen wir Hunderttauſende von Parthern ſchlagen, wie Einen Mann.“ Der Kaiſer ſchien betroffen. Er ſagte: „Ich habe bereits an alle Statthalter und Landpfleger in dem Römiſchen Gebiete meine Befehle erlaſſen, nach ihm zu forſchen. Getraut ſich einer aus euch, ihn aufzufinden, ſo trete er hervor; und ich werde den, der mir den trefflichen Feldherrn wiederbringt, herrlich zu belohnen wiſſen.“ Mehrere Soldaten und auch wir zwey traten hervor. Wir wußten ja, daß du im Sinne hatteſt, nach Aegypten zu ziehen, und hofften dich dort oder in den benachbarten Gegenden zu finden. Wir erhielten ſogleich offene kaiſerliche Vollmachtsbriefe an alle Landpfleger und Kriegsoberſten, uns in unſerm wichtigen Geſchäfte, auf dem das Wohl des Reiches beruhe, zu unterſtützen, und den achtungswürdigen Feldherrn Plazidus, wenn ja den Römern das Glück beſchieden wäre, ihn wieder zu finden, mit den ihm gebührenden Ehrenbezeugungen unverzüglich nach Rom zu befördern. Dieſe Briefe verwahre ich hier auf meiner Bruſt, und du magſt ſie, vom Kaiſer eigenhändig unterzeichnet, nun ſelbſt leſen.“ Er nahm ſie heraus, und legte ſie dem Euſtachius vor.

„Und nun, rief Antiochus flehend, vergiß der Unbilden, die dir auf dem Römiſchen Boden begegneten, und komm mit uns! Die Bruſt vieler Tauſend tapferer Krieger ſchlägt dir entgegen. Selbſt der Kaiſer wird dich mit hoher Freude aufnehmen. Wenn du wieder an der Spitze unſers Heeres ſteheſt, werden wir ſiegen, der erfreuten Welt den Frieden ſchenken, und mit Lorbeern bekränzt aus dem Felde zurückkehren.“

Euſtachius ſprach: „Es iſt eine augenſcheinliche Fügung der göttlichen Vorſehung, daß ihr dieſen meinen verborgenen Aufenthalt gefunden, und bevor ihr noch in das Dorf hereinkamet, ſogleich mich vor allen andern

Einwohnern zuerſt angetroffen habt. Gott hat eure Tritte hieher gelenkt, und ich halte es für meine Pflicht, meinem Vaterlande zu dienen, und Blut und Leben daran zu ſetzen, es zu retten. Seyd ruhig; morgen des Tages ziehe ich mit euch. Wie ich das Schwert willig mit der Pflugſchar vertauſchte, weil ich dafür hielt, es ſey der Wille Gottes; ſo bin ich, da ich es abermal für den Willen Gottes erkenne, bereit, den Pflug zu verlaſſen, und wieder zum Schwerte zu greifen; nicht um friedliche Völker zu überfallen, ſondern um tauſend ruhige Familien, manche Unſchuld, manche Mutter mit ihren Kindern vor dem Uebermuth der Feinde ſicher zu ſtellen. Mit Gottes Hülfe ſoll bald kein Parthiſcher Soldat mehr Römiſche Felder verwüſten, kein feindliches Roß mehr aus unſern Bächen trinken."

Am andern Morgen, ſogleich nach Anbruch des Tages, trat Euſtachius mit den zwei Soldaten aus ſeiner Hütte hervor, um von den Einwohnern des Dorfes Abſchied zu nehmen. Es war bereits eine ganze Schaar derſelben vor ſeiner Thüre verſammelt. Denn die Nachricht, zwey gute Freunde von ihm ſeyen gekommen, ihn zu beſuchen; er ſelbſt aber ſey ein berühmter Feldherr, hatte ſich ſogleich durch das ganze Dorf verbreitet. Die guten Leute bezeigten ihm ihre Theilnahme und Freude, und begrüßten die zwey Krieger auf das freundlichſte. Allein da Euſtachius ihnen jetzt ankündete, daß er ſie nunmehr verlaſſen, ja dieſe Stunde noch abreiſen müſſe, verwandelte ſich ihre Freude plötzlich in lauten Jammer. Auch die übrigen Bewohner des Dorfes liefen zuſammen, und alle weinten und jammerten, als würde eben ſeine Leiche aus der Hütte getragen. Euſtachius tröſtete ſie und ſprach: „Weinet nicht! Es iſt nun einmal Gottes Wille, daß wir ſcheiden. Bewahrt Glaube, Hoffnung und Liebe, ſo werden wir uns dort oben im Himmel wiederſehen. Indeſſen lebet wohl, und der Herr ſey mit euch!"

Der ehrwürdige Greis Clemens, den Euſtachius zuerſt kennen gelernt, und der nunmehr der älteſte Mann im Dorfe war, trat ihm jetzt näher, bot ihm mit Thränen in den Augen die Hand und ſagte! „Gott hat dich hieher geſchickt, und dich ſo lange unter uns wohnen laſſen, damit du dieſes ſein Volk zur Erkenntniß der Wahrheit brächteſt und in allem Guten unterrichteteſt. Er iſt

es, der dich nun wieder abruft, und ſo können wir nichts dagegen ſagen. Sein Wille geſchehe! — Ich danke dir im Namen aller hier, für alle Liebe, die du uns dieſe fünfzehn Jahre hindurch erwieſen haſt, und der Herr vergelte es dir!“ Alle ſtimmten laut weinend in dieſen Dank mit ein; alle kamen herbey, und jedes wollte ihm mit Mund und Hand noch beſonders danken. Greiſe mit grauen Haaren reichten ihm die abgezehrte Rechte, und kleine Kinder auf den Armen der Mütter boten ihm, von den Müttern ermahnt, die zarten Händchen dar. Alle begleiteten ihn eine große Strecke Weges, und erſt auf ſeine wiederholten Bitten und Ermahnungen blieben ſie zurück.

Euſtachius reiſete vorerſt zu dem Landpfleger, der über jene Gegenden geſetzt war. Als der Landpfleger den Mann in Bauerntracht von zwey Bewaffneten begleitet hereintreten ſah, meynte er anfangs, die Soldaten brächten ihm einen Gefangenen. Da er aber vernahm, dieſer ländlich gekleidete Mann ſey der ſo ſchmerzlich vermißte Feldherr, ergriff ihn das höchſte Erſtaunen. Er begrüßte ihn mit großer Ehrerbietigkeit und machte ſogleich Anſtalt, daß Euſtachius ſeines Ranges gemäß gekleidet und mit Waffen verſehen würde; auch ſorgte er für Pferde und gab ihm noch ein anſehnliches Gefolge von Reiterey zur Bedeckung mit bis an das Meer. Hier lagen immer einige Schiffe zum Dienſte des Kaiſers bereit, und Euſtachius ſchiffte ſich unverzüglich ein.

Nach einer ſehr glücklichen Reiſe, ſowohl zu Land als zur See, kam Euſtachius an dem kaiſerlichen Hofe an, und ließ ſich bey dem Kaiſer melden. Der Kaiſer ſaß eben im Staatsrathe, und war mit ſehr wichtigen Staatsangelegenheiten beſchäftigt; allein ſobald er vernahm, ſein ſehnlich erwarteter Feldherr ſey angekommen, ſprang er aus ſeinem Seſſel auf, warf die Schriften, die er eben in der Hand hielt, auf den Tiſch, und eilte, ungeachtet ſeiner hohen Würde, ihm mit offnen Armen entgegen. Er führte ihn an ſeinem Arme in den Saal, und fragte ſehr gütig: „Wie iſt es dir, mein lieber Feldherr, denn bisher, ſeit du nicht mehr auf deinen Gütern wohneſt, ergangen, und wie befinden ſich deine Gemahlin und deine Söhne?“ Als der Kaiſer ihr ſchreckliches Schickſal vernahm, ward er ſehr erſchüttert; ſein Gewiſſen machte ihm die bitterſten Vorwürfe, daß er einen ſolchen Mann ei-

nem ſolchen Elende Preis gegeben habe. Er ſchwieg lange — endlich ſagte er: „Das Einzige, was unſere große Betrübniß etwas mildern kann, iſt dieß, daß wir dich doch nun einmal wieder haben. Ich ernenne dich hiemit zum Feldherrn über mein Kriegsheer, das gegen die Parther einen harten Kampf zu beſtehen hat. In deine Hand lege ich das Wohl des Reiches. Das ganze Kriegsheer hat nur den Einen Wunſch, dich wieder an der Spitze zu ſehen; nur unter deiner Anführung hoffet es die Feinde Roms zu demüthigen, den Ruhm der Römiſchen Waffen wieder herzuſtellen und den Frieden zu erobern. Zieh denn hin, dieſes Alles auszuführen, und meine beſten Wünſche begleiten dich!“ Der Kaiſer legte ihm hierauf die Ehrenzeichen der Feldherrnwürde ſelbſt um, und gab ihm den Befehlshaberſtab in die Hand. In ganz Rom war über die Zurückkunft und Wiederanſtellung des verehrten Feldherrn die aufrichtigſte Freude.

Euſtachius eilte den Gränzen des Reiches zu, und langte bei dem Kriegsheere an. Das Heer grüßte ihn mit lautem Jubel und fühlte ſich von neuem Muthe belebt. Der treffliche Feldherr erkannte mit dem erſten Blick, das Heer ſey zu geſchwächt und zu zerrüttet, um die unermeßliche Menge der Feinde mit glücklichem Erfolg anzugreifen. Der Feind hatte ſeine vorzügliche Stärke in der Reiterey, die der Römiſchen nicht nur an Zahl, ſondern auch an vortrefflichen Pferden und gewandten Reitern weit überlegen war. Euſtachius beeilte ſich, ſeinem Heere zwiſchen Felſen, Wäldern und Moräſten eine ſolche Stellung zu geben, daß der Feind von ſeiner zahlreichen Reiterey wenig Gebrauch machen, und trotz aller Anſtrengung keinen Schritt mehr vorwärts dringen konnte. Indeß kam bey dem Römiſchen Heere mit jedem Tage friſche Mannſchaft an, die in allen Städten und Dörfern des Reiches ausgehoben worden. Der Feldherr muſterte ſie immer ſelbſt, war faſt immer zugegen, wenn ſie in den Waffen geübt wurde, wählte die kräftigſten und tapferſten jungen Männer aus, und bildete aus ihnen, vereint mit alten, verſuchten Soldaten, ſeine Satelliten, oder wie man jetzt ſagen würde, ſeine Leibwache oder Garde, die in dem entſcheidenſten Augenblicke der Schlacht den Ausſchlag geben ſollte. Nachdem er in mehreren kleinen Gefechten, die täglich vorfielen, die jüngern Soldaten mit der Art zu ſtreiten, die dem Feinde eigen war, vertraut gemacht,

und alles wohl vorbereitet und berechnet hatte, gab er den Befehl, den Feind plötzlich und überall zu überfallen. Der Feind, durch das lange Zögern eingeſchläfert und ſicher gemacht, nahm in wilder Verwirrung die Flucht, leiſtete aber bald, durch neue Schaaren verſtärkt, kräftigen Widerſtand. Allein jetzt gab Euſtachius Befehl, ſich in guter Ordnung zurückzuziehen. Mancher alte Soldat murrte; indeß gehorchte er. Euſtachius kannte die Parthiſchen Reiter. Sie hatten das Eigene, wenn ſie flohen, ſetzten ſie ſich verkehrt auf das Pferd, wandten ihr Angeſicht ihren Feinden zu, und richteten oft fliehend mit ihren ſcharfen Pfeilen eine größere Niederlage an, als im Vorrücken und offenbarem Angriff. Nachdem die Römer einige Meilen weit gewichen, gebot der Feldherr Halt zu machen, und aufs neue anzugreifen. Er hatte die Feinde durch ſeinen gut berechneten Rückzug in eine Lage gebracht, wie er es wünſchte. Sie flohen — allein ein großer Theil des Römiſchen Heeres ſtand ihnen nunmehr im Rücken; unzählige Spieße ſtarrten ihnen entgegen, und bildeten eine eiſerne Verzäunung, die ſie nicht zu durchbrechen vermochten. Viele Pferde rannten in die vorgehaltenen Spieße; andere bäumten ſich hoch auf, ſtürzten rückwärts zu Boden und erdrückten die Reiter. Zu beyden Seiten aber befanden ſich ſteile Berge und tiefe Moräſte. Die Beſtürzung der Feinde war unermeßlich. Voll Verzweiflung machten ſie einen wüthenden Angriff auf die Schaar, unter der ſich der Feldherr, dem ſie all ihr Unglück zuſchrieben, ſelbſt befand, und brachten ſie in Unordnung. Allein augenblicklich kamen ihm die zwey nächſten Schaaren zu Hülfe, deckten ihn mit ihren Schilden gegen die Wolken feindlicher Pfeile, und ſchafften ihm Raum, ſeine Befehle wieder ruhig zu ertheilen. Die Feinde erlitten eine gänzliche Niederlage. Die Anzahl der Gefangenen war unermeßlich. Ihr ganzes Lager ward erobert, und alle Schätze, die ſie bisher geraubt hatten, wurden ihnen wieder abgenommen.

Euſtachius ließ nun das Heer über den Gränzfluß Hydaspes gehen, und die feindlichen Städte und feſten Plätze, die ganz von Truppen entblößt waren, beſetzen. Die Feinde, die bisher das Römiſche Gebiet unausgeſetzt beunruhigt hatten, fühlten nun keinen andern Wunſch mehr, als ſelbſt Ruhe und Frieden zu erhalten. Euſtachius entwaffnete die Gefangenen und gab ſie frey. Ihre

Fürſten und Anführer behielt er als Geißeln. Er ſchrieb den Frieden mit ſolcher Klugheit vor, daß es den Parthern unmöglich war, fernerhin das Geringſte gegen die Römer zu unternehmen. Alles war die Folge der einzigen Schlacht und das Werk weniger Tage. Er verſammelte nun das Römiſche Heer, bezeugte ihm ſeine Freude über die erkämpften Lorbeeren und kündete den Soldaten an, daß er ſie unverzüglich nach Rom zurück führen werde; und dabey nur bedaure, daß noch eine Anzahl ſo braver Männer als Beſatzung zurück bleiben müße. Die Soldaten erhoben ein Freudengeſchrey, und das Lob des Feldherrn erſcholl bis an die Wolken. Allein Euſtachius lobte nur Gott, den Herrn der Heerſchaaren, daß Er ihm einen ſo herrlichen Sieg verliehen habe.

Zehntes Kapitel.

Ein Siegesfeſt.

Euſtachius beſchloß, das ſiegreiche Heer durch ſolche Gegenden nach Italien zurück zu führen, die durch den Krieg nicht gelitten hatten. Er ſchickte einen Trupp Reiter voraus, in den Städten und größern Ortſchaften die Annäherung des Heeres anzumelden, bequeme Plätze zum Lager aufzuſuchen, und Anſtalten zu guter Verpflegung der Soldaten zu treffen. Die Reiterſchaar kam auf dieſem Zuge zu einer anſehnlichen, wohlgebauten Stadt, in der ſich die Römiſchen Kaiſer auf ihren Zügen ins Morgenland manchmal einige Tage aufzuhalten pflegten, und ſie deßhalb mit einem ſehr ſchönen Palaſte geziert hatten. Die Stadt war von einer ſtarkbefeſtigten Burg beſchützt, anſtatt der Ringmauern aber mit prächtigen Gärten umgeben. Das ſchöne grüne Thal, in dem ſie lag, war reich an hohen, ſchattenreichen Bäumen, die bey der glühenden Mittagshitze die angenehmſte Kühlung gewährten. Reichliche Quellen kriſtallhellen Waſſers dienten dazu, auch zur heißeſten Jahrszeit Bäume und Gewächſe grün und blühend zu erhalten.

Die Einwohner der Stadt, unter denen ſich mehrere reiche Kaufleute befanden, waren wegen des Krieges ſehr in Sorgen. Seit langer Zeit hatten ſie keine ſichere Nachrichten von dem Römiſchen Heere vernommen. Es ging

bloſs die Sage, daſs es troz aller Verſtärkungen, die ihm zugeſchickt worden, nicht vorzudringen vermöge, nur noch zwiſchen Felſen und Moräſten Schutz ſuche, und ſich gegen die unermeßliche Anzahl der Feinde wohl nicht mehr lange werde halten können. Ja, vor einem Paar Tagen war ein Kaufmann, der große Lieferungen zum Kriegsheere übernommen hatte, äußerſt beſtürzt zurückgekommen, und hatte verſichert, das Römiſche Heer habe zwar einen Angriff auf die Feinde gemacht, ſey aber von der Uebermacht dieſer Barbaren mehrere Meilen weit zurück geſchlagen worden. Von dieſem Rückzuge ſey er ſelbſt Augenzeuge geweſen. Er habe ſich aber eilends aus dem Staube gemacht, und würde früher angekommen ſeyn, wenn auf dieſer ſchnellen Flucht ſeine Laſtthiere von der zu großen Anſtrengung nicht erlegen wären.

Die Bürger waren über dieſe traurigen Kriegsnachrichten ſehr beſtürzt — und als ſie nun Abends in der Ferne große Staubwolken aufſteigen ſahen, aus denen Waffen hervorblitzten, ſo ſchrie Groß und Klein mit Entſetzen: „Der Feind! der Feind!“ Es war ihnen nicht anders, als ſähen ſie ihre ſchöne Stadt ſchon plündern, als ſchlage die Flamme der brennenden Häuſer ſchon zum Himmel empor. Allein da die gefürchteten Krieger nunmehr in der Stadt ankamen — da die Bürger in ihnen ihre Freunde und Beſchützer erkannten — da die Soldaten verſicherten, jener Rückzug ſey nur eine wohlgelungene Kriegsliſt geweſen — da ſie dem Volke freudig und freundlich zuriefen: „Wir ſind nicht nur Siegesbothen, ſondern zugleich Bothen des Friedens!“ — ſo verwandelten ſich Angſt und Schrecken in unbeſchreibliche Freude. Alles jauchzte und jubelte. Die Bürger wetteiferten, die werthgeſchätzten Gäſte aufs beſte zu bewirthen. Der Magiſtrat ſchickte augenblicklich Abgeordnete an den Feldherrn, ihm zu dem erhaltenen Siege Glück zu wünſchen, und ihn einzuladen, er wolle mit ſeinem tapfern Heere in ihrer Stadt und deren ſchönen Umgebung nicht nur einen, ſondern mehrere Tage von den Beſchwerden des Krieges ausraſten. Alles, was ſie hätten und vermöchten, ſtehe ihren Rettern zu Gebot.

Am andern Tage, als die Sonne bereits hoch am Himmel ſtand, näherte ſich das Heer der Stadt. Auf den friſchgemähten Wieſen umher wurde ein Lager geſchlagen, und bald erblickte man unabſehbare Reihen von weiſ-

ſen Zelten; der Feldherr aber, von einem anſehnlichen Gefolge, von vielen Offizieren und ſeinen zahlreichen Leibwachen begleitet, ritt in die Stadt. Die Bürger hatten alles aufgeboten, ihn würdig zu empfangen. Die Straſſen waren mit friſchem Laube beſtreut, und die Marmorſäulen des kaiſerlichen Palaſtes, der ihm zur Wohnung beſtimmt war, mit grünen Lorbeerzweigen und dazwiſchen mit bunten Blumenkränzen umwunden. Jünglinge mit Oelzweigen in der Hand, und Jungfrauen mit Blumen bekränzt ſangen Siegeslieder, und nach jeder Strophe erſcholl der jauchzende Zuruf der Volksmenge und der Jubel der Trompeten. Der Vorgeſetzte der Stadt, der Präfekt, ein alter, ehrwürdiger Mann, überreichte dem Feldherrn einen Lorbeerkranz. Euſtachius nahm den Kranz der blos aus zwey reichbelaubten Lorbeerzweigen zuſammengefügt war, zertheilte ihn, und gab jedem der zwey Hauptleute, die neben ihm ritten, einen Zweig. „So, ſprach er, theile ich dieſen Kranz mit euch. Ihr habt ihn nicht weniger verdient als ich. Ich wünſchte, fügte er noch bey, indem er ſich zu den übrigen Offizieren wandte, ſo mit dem ganzen Kriegsheere, das den Sieg mit mir theilte, auch dieſen Lorbeerkranz theilen zu können.“

Unter den zahlreichen Einwohnern der Stadt befand ſich nun auch — die für todt ausgegebene Gemahlin des geprieſenen Feldherrn, die vortreffliche Theopiſta.

Allein der allgemeine Jubel machte ſie, ſo ſehr ſie ſich des Sieges und noch mehr des Friedens freute, dennoch ſehr traurig. Sie diente in einem der reichſten Häuſer als Sklavin, wohin ſie von einem Sklavenhändler verkauft worden. In ihrer Abgeſchiedenheit wußte ſie nicht das Geringſte davon, daß ihr Gemahl, den ſie vor fünfzehn, ja bereits ſechzehn Jahren unter ſehr betrübten Umſtänden verlaſſen mußte, wieder zur Würde des oberſten Feldherrn gegen die Parther erhoben ſey. Als ſie am Morgen dieſes feyerlichen Tages in dem Garten, der vorzüglich ihrer Pflege vertraut war, ganze Körbe mit Blumen füllte, und zur Verherrlichung des Feſtes den wartenden Sklaven überlieferte, war es ihr einziger Gedanke: „Ach ſolche Feſte wurden einſt meinem Gemahl dem trefflichen Plazidus, meinen geliebten Euſtachius, gegeben, wenn er ſiegreich aus dem Felde zurückkehrte!“

Wie hätte ſie denken können, dieſes Siegesfeſt gelte ihm, dieſe Blumen pflücke ſie für ihn!

Da es nun mit einem Male hieß: „Er kommt!“ da alles Volk eilte, lief und ſprang, ihn und ſeine tapfern Streitgenoſſen zu ſehen, mußte ſie unausgeſetzt in der Küche arbeiten, wo für diejenigen Offiziere, die heute in dem Hauſe ſpeiſen ſollten, ein großes Gaſtmahl bereitet wurde. Sie vernahm das frohe Jauchzen der Volksmenge und den jubelnden Schall der Trompeten mit ſtillen Seufzern und manche heimliche Thräne floß über ihre Wangen. „Ach, dachte ſie, mir kehrt mein Gemahl nicht mehr zurück! Ich ſehe ſein Angeſicht hier auf Erden wohl nicht mehr! Ihm werden keine Siegesfeſte mehr gefeyert. Jene glücklichen Zeiten ſind für mich auf immer vorbey. Doch hoffe ich, ihn im Himmel wieder zu ſehen — und wenn es hier ausgekämpft und ausgelitten iſt, werden wir dort ſchönere Siegesfeſte feyern.“

Eilftes Kapitel.

Die Brüder.

Die Offiziere, die in dem Hauſe ſpeiſeten, in dem Theopiſta als Sklavin diente, gingen nach geendigter Tafel, und nachdem die Sonnenhitze etwas nachgelaſſen hatte, in den Garten am Hauſe, der mit allen Arten nützlicher Gewächſe und köſtlicher Baumfrüchte prangte, und dem man es nicht angeſehen hätte, daß er dieſen Morgen ſo vieler Blumen beraubt worden. An den Garten ſtieß ein ſehr großer Raſenplatz, deſſen ſchönes Grün zum Theil vom Glanze der Sonne erhellt, zum Theil von hohen, dichtbelaubten Bäumen mit dunkelm Schatten bedeckt war. Zwiſchen den Bäumen, deren immer zwey oder drey beyſammen ſtanden, öffnete ſich eine weite Ausſicht auf das Lager, deſſen weiße Zelten fernen, ſchneebedeckten Hütten ähnlich ſahen. Unter einem Paar der älteſten, höchſten Bäume, mit dicken moosbewachſenen Stämmen und weit ausgebreiteten Aeſten voll des ſchönſten, grünen Laubes, befand ſich ein großer ſteinerner Tiſch nebſt einigen ſteinernen Bänken. Der ſchöne Luſtwald war blos durch einen klaren, rauſchenden Bach, über den ein geländerter Steg führte, von dem Garten getrennt. Die Offiziere

gingen hinüber, und ſetzten ſich auf die ſteinernen Bänke, wo es ungemein kühl und lieblich war. Einige andere Offiziere aus den benachbarten Häuſern geſellten ſich nach und nach zu ihnen. Auch mehrere Soldaten aus dem Lager hatten dieſe angenehmen Schatten aufgeſucht. Sie ſaßen oder lagen unter den Bäumen umher; ihre Spieße ſteckten neben ihnen in dem Boden, die Helme lagen daneben, und ihre glänzenden Schilde hatten ſie an den Baumſtämmen aufgehängt.

Theopiſta brachte auf Befehl ihrer Frau den Offizieren an der ſteinernen Tafel Erfriſchungen — einen großen, ſchöngeformten Krug mit Wein, nebſt zierlichen Bechern, Brod, und einige Körbchen voll kühlender Früchte. Nachdem ſie alles auf die Tafel geſtellt hatte, ſetzte ſie ſich, von der Arbeit des Tages ermüdet, in einiger Entfernung auf eine Raſenbank, die von blühendem Geſträuche beſchattet war. Denn ſie hatte von ihrer Frau den Befehl, als Aufwärterin bey der Hand zu bleiben, um wenn etwas abgehe, es ſogleich herbey zu ſchaffen. Keinem der Offiziere kam es in den Sinn, ſie für mehr, als eine Sklavin anzuſehen; denn ihr aſchengraues Gewand war nur von Wollenzeuge, und ihren Kopf hatte ſie mit einem weißen Leinentuche umwunden, das die Haare verbarg und ihr ein ſehr ärmliches Ausſehen gab.

Die Offiziere ſahen ſie kaum an, tranken, und der Wein machte ſie ſehr geſprächig. Sie redeten Vieles von dem glücklich beendigten Feldzuge und ihren kriegeriſchen Thaten. Ein alternder, etwas grämlicher Offizier wandte ſich jetzt an einen jungen Offizier, der wie Milch und Blut ausſah, und ſprach: „Du, Hauptmann, dir hat der Feldherr heute ja eine ganz beſondere Ehre erwieſen, indem er dir die Hälfte ſeines Lorbeerkranzes gab.“ Der Hauptmann ſagte beſcheiden: „Nicht mir war der Kranz zugedacht, ſondern dem ganzen Kriegsheere. Der Feldherr ſagte es ausdrücklich. Ich empfing ihn auch nur im Namen des Heeres.“ Ein anderer Offizier rief: „Den halben Lorbeerkranz hat der Hauptmann redlich verdient. Ihr wißt alle, wie die Feinde, als ſie ſich überall eingeſchloſſen ſahen, in der Wuth der Verzweiflung noch einen Verſuch machten, ſich durchzuſchlagen, und mit vereinter Macht gerade auf den Feldherrn einſtürmten. Wäre der Hauptmann hier mit ſeiner tapferen Schaar, und die andere Schaar mit ihrem muthigen Hauptmanne, der heute

die andere Hälfte des Lorbeerkranzes erhielt, ihm nicht gerade im entſcheidenden Augenblicke zu Hülfe gekommen, ſo hätte unſer geliebter Feldherr wohl gar das Leben verlieren, und die Schlacht einen ſehr unglücklichen Ausgang nehmen können.“ „Ey warum nicht gar! ſagte der alte Offizier; wir andern wären auch noch da geweſen. Doch — ſey dieß, wie es wolle, ſo werdet ihr doch alle bekennen müſſen, daß der junge Herr da, und ſein Glücksgenoſſe, der andere junge Herr, der uns eben jetzt die Ehre ſeiner Geſellſchaft nicht gönnt, in ſehr kurzer Zeit ein ganz ungeheures Glück gemacht haben.“

„Es iſt wahr, ſprach der junge Hauptmann, ich hatte ein ſo außerordentliches Glück, daß es mir ſelbſt oft wie ein Traum vorkommt. Es iſt kaum ein Jahr, daß ich noch den Pflug lenkte.“ — „Wie, fiel ihm der alte Offizier ärgerlich in das Wort, du biſt alſo nur ein Bauersſohn?“ „Nein, ſprach der Hauptmann. Meine Geſchichte hat indeß von meiner Kindheit an ſo viel Wunderbares, daß ich ſie euch doch erzählen muß. Mein Vater war kein Bauersmann, ſondern, wie ich mich aus den dunkeln Jahren der Kindheit noch deutlich erinnere, ein vornehmer Herr und ein Kriegsheld. Er wohnte in einem ſchönen, großen Hauſe, und in dem größten Zimmer des Hauſes hatte er eine vollſtändige Rüſtung — einen ſchönen Helm, einen hellglänzenden Harniſch nebſt Schwert und Lanze, und einen prächtigen Schild. Ich weiß noch gar wohl, wie ich mich über die eherne Haube und die eiſernen Kleider, deren Gebrauch mir der Vater erklärte, nicht genug wundern konnte. Meine Mutter war ſehr ſchön, und ich hörte die Leute im Hauſe oft ſagen, weit und breit im Lande gebe es keine ſchönere Frau. Ich hatte auch noch ein kleines Brüderchen, ein gar ſchönes Knäblein mit langen, gelben Haaren. Unſre Aeltern hatten aber viel Unglück. Alle unſre Pferde, ſogar der Schimmel, auf dem der Vater gewöhnlich auf die Jagd ritt, und der mir vor allen andern Pferden lieb war, wurden krank und kamen um. Bald darauf erkrankten die Menſchen und viele ſtarben. Es war ein großer Jammer! Zuletzt gingen mein Vater und meine Mutter mit uns weit fort, bis an das Meer. Da beſtiegen wir ein Schiff. Wir Knaben waren über die unermeßliche Menge von Waſſer höchſt erſtaunt, und das Schwanken des Schiffes machte uns zuletzt krank. Endlich, nachdem

wir lange nichts als Himmel und Waſſer geſehen, ſahen wir wieder Land, und waren höchſt erfreut. Nun entſtand aber, ich weiß nicht mehr warum, auf dem Schiffe ein großer Streit. Die Schiffsknechte brachten unſern Vater und uns Kinder mit Gewalt an das Land; der Schiffsherr aber, ein garſtiger Mohr, behielt unſere Mutter auf dem Schiffe zurück. Ich denke es mir noch recht gut, wie wir Kinder den ſchwarzen böſen Mann baten, unſre liebe Mutter uns nicht zu nehmen."

Theopiſta, die Gemahlin des Euſtachius, hatte dieſe Erzählung mit immer größerer Aufmerkſamkeit angehört. „Gott im Himmel, dachte ſie, indem ſie von der Raſenbank aufſtand, das iſt ja m e i n e Geſchichte; was er von ſeinem Vater, von ſeiner Mutter und ſeinem kleinen Bruder erzählt, trifft alles genau zu. Ich kann beinah nicht mehr zweifeln — dieſer junge Kriegsheld ſey mein Sohn, mein geliebter Agapius." Mit wankenden Knien trat ſie etwas näher, und horchte mit klopfendem Herzen auf jedes Wort, das er weiter vorbringen würde.

Der Hauptmann fuhr fort zu erzählen: „Das Schiff, auf dem ſich unſre Mutter befand, wandte ſich und fuhr eilends wieder hinaus in das weite Meer. Wir zwey Knaben ſchrien und jammerten laut um unſere liebe Mutter, und ſahen dem Schiffe nach, bis es am fernen Himmel aus unſern Augen verſchwunden wär. Auch unſer Vater weinte ſchmerzlich. Ich hatte ihn noch nie weinen ſehen, und es ging mir deßhalb um ſo mehr zu Herzen, wie er, indem ihm die hellen Thränen über ſeine Wangen herabfloſſen, öfter zum Himmel blickte und bethete, und mehrmalen ſehr nachdrücklich zu uns ſagte! O Kinder bethet, bethet doch für eure Mutter! Wir übernachteten unter freyem Himmel, und reiſeten mit anbrechendem Morgen weiter. Wir armen Kinder verſchmachteten beynahe vor Hitze, Hunger und Durſt. Endlich kamen wir an einen Fluß, wo einige ſchattige Bäume ſtanden. Der Vater ging und brachte uns Eyer und einen Helm voll Waſſer; ſonſt wären wir vor Hunger und Durſt geſtorben. Er trug nun zuerſt meinen kleinen Bruder über den Fluß. Mit Herzensangſt ſah ich zu, wie der Vater durch den mächtig reißenden Fluß wadete, endlich nach großer Anſtrengung das andere Ufer erreichte, und mein Brüderchen in den Schatten eines Baumes niederſetzte. Er ſtieg nun wieder in das brauſende, hoch-

aufſchäumende Waſſer, um mich abzuholen. Ich freute mich ſehr, als er mir immer näher kam. Allein plötzlich hörte ich zu Lande etwas auf mich zukommen. Ich ſah um und erblickte ein furchtbares Thier mit weit aufgeſperrtem Rachen. Ich wußte damals noch nicht, daß es ein Löwe war. Ich fing an, aus allen Kräften zu ſchreyen, und wollte dem grauſamen Thiere entlaufen. Allein augenblicklich fühlte ich mich von dem Löwen ergriffen, und er trug mich in ſeinem Rachen eilend fort in den Wald."

Ein anderer junger Offizier, eben derjenige, der die andere Hälfte des Lorbeerkranzes erhalten und ſich erſt vor einigen Minuten bey der Geſellſchaft am ſteinernen Tiſche eingefunden hatte, ſchrie jetzt plötzlich laut auf: „Bruder!" ſtürzte mit weit offenen Armen auf den Hauptmann zu, ſchloß ihn in die Arme, und rief mit herzdurchdringender Stimme wiederholt: „Bruder! Liebſter, beſter Bruder! Du, mein theurer Agapius! O glaube mir, ich bin wahrhaftig dein Bruder, dein Theopiſtus! Ich war jenes Knäblein, das unſer Vater über den Fluß trug. Ich ſah es mit Augen, wie jener Löwe dich ergriff, und ſchneller als ein Pfeil mit dir in den Wald ſprang. Auch ich wurde ſogleich darauf von einem Wolfe fortgeſchleppt. O welche wunderbare Fügung Gottes, daß wir beyde errettet wurden! Welch ein unausſprechliches Glück, daß wir, die wir einander ſchon lange von Angeſicht kannten, einander ſchätzten und liebten, uns nun auf einmal als Brüder erkennen!"

Agapius, der andere Bruder, war eben ſo erſtaunt und entzückt. Er konnte nicht zweifeln, ſeinen jüngern Bruder, ſeinen geliebten Theopiſtus, wieder gefunden zu haben. Er ſchloß ihn feſt in ſeine Arme, drückte ihn an ſeine Bruſt, benetzte ſein Angeſicht mit Thränen, rief mehrmals: „Bruder! Liebſter Bruder!" und konnte vor innigſter Rührung lange ſonſt kein anderes Wort hervorbringen.

Theopiſta aber, die höchſt erſtaunte Mutter, ſank vor Freudenſchrecken ohnmächtig auf die nahe Raſenbank. Die Freude, in dem einen ſchönen, blühenden Römiſchen Hauptmann ihren geliebten Sohn Agapius zu erkennen, daß Herz und Glieder ihr heftig bebten. Allein da ſie plötzlich den Schrey des Freudenſchreckens: „Bruder!" aus dem Munde des andern Hauptmanns vernahm —

da ſie nun in dieſem eben ſo ſchönen blühenden Kriegs⸗helden ihren zweyten Sohn, ihren Liebling Theopiſtus er⸗kannte — ſo war dieſes dem mütterlichen Herzen zu viel. Es ward ihr dunkel vor den Augen, und nur wie aus weiter Ferne und wie im Traume vernahm ſie noch die Worte der Redenden.

Allein in dieſem Augenblicke achtete niemand auf ſie. Die beyden Brüder hatten ſich Vieles zu fragen und zu ſagen, und vergingen faſt vor Freude und Wehmuth. „Was macht unſer Vater? fragte Agapius, und haſt du unſere geliebte Mutter nicht mehr gefunden?“ Ach Gott, ſprach Theopiſtus, ich habe, ſeit der Wolf mich geraubt, nicht das Geringſte mehr von dem Vater gehört, und von unſrer geliebten Mutter eben ſo wenig.“ „Guter Gott, ſagten Beyde faſt mit Einem Munde, ach vielleicht ſind unſere guten Eltern ſchon todt! O wenn ſie je noch leben — welche Freude wäre das für ſie, wenn ſie jetzt in die⸗ſem Augenblicke hier zugegen ſeyn und an unſerm Glücke theilnehmen könnten!“

Die Offiziere, die umher ſtanden, bezeigten über das glückliche Wiedererkennen der beyden Brüder die lebhafteſte Freude. „O herrlich, herrlich, rief der Eine in die Hän⸗de klatſchend; ſo etwas kommt in dem menſchlichen Le⸗ben nicht alle Tage vor.“ Ein Anderer rief mit den Wor⸗ten des Römiſchen Dichters: „Nun laßt uns trinken, und mit unbändigem Fuße den Boden ſtampfen!“ und dabey ſprang er vor Freude hoch auf. Die laute Freude theilte ſich den Soldaten mit, die unter den Bäumen ge⸗lagert waren. Alle kamen in Bewegung und eilten her⸗bey, um zu ſehen und zu hören, was es Luſtiges gebe. Viele jauchzten vor Freude, als ſie vernahmen, was vor⸗gegangen war. Diejenigen aber, die zu den Schaaren der beyden Hauptleute gehörten, riefen mit frohem Jubel: „Heil unſern Anführern! Heute Morgens theilte der Feld⸗herr ſeinen Lorbeerkranz unter ſie; und dieſen Abend er⸗kennen ſie ſich als Brüder! Heil den tapferen Helden und glücklichen Brüdern!“

Zwölftes Kapitel.

Die Mutter.

Theopiſta, die glückliche Mutter der glücklichen Brüder, ſaß noch immer auf der Raſenbank, das Haupt zurück gelehnt an das blühende Geſträuch. Ihr Angeſicht war leichenblaß, ihr Mund halb geöffnet, ihre Augen waren geſchloſſen. Sie vermochte nicht ein Wort hervor zu bringen oder eine Hand zu bewegen. Das Frohlocken und der laute Jubel der Soldaten weckte ſie aus ihrer Ohnmacht. Sobald ſie wieder zur Beſinnung kam, war ihr erſter Gedanke, ſich ihren zwey Söhnen zu erkennen zu geben, und als Mutter ſie zu begrüßen. Allein die Menge der Soldaten, die vor Freude trunken ſchienen, ſchreckte ſie; es ſchien ihr nicht rathſam, ſich durch das Gedränge der jubelnden Krieger hindurchzudrängen. „Was würde es mir auch nützen? ſprach ſie bey ſich ſelbſt. Würden meine Söhne, die jetzt mit Glück und Ruhm gekrönt ſind, mich, die arme, verachtete Sklavin als ihre Mutter anerkennen? Ach wenn ſie — was ich indeß nicht fürchte — ſich meiner auch nicht ſchämen würden, ſo würden ſie es mir doch nicht ſogleich glauben, ich ſey ihre Mutter. Welche Beweiſe könnte ich vorbringen? Ich wüßte ihnen beynahe nichts anders zu ſagen, als was ſie eben ſelbſt geſagt haben, und ſie würden denken, ich ſage ihnen das alles nur ſo nach, damit ſie mich aus der Sklaverey erretten, und mir ein beſſeres Schickſal bereiten möchten. Ich könnte mich leicht dem Unwillen der Offiziere, und dem Spotte und Gelächter der Soldaten ausſetzen. Indeß wohnet ja mein Sohn Agapius jetzt mit mir unter Einem Dache; wenn er in das Haus zurück kehrt, ſo will ich ihm in ſein Zimmer folgen, und da, unter vier Augen, kann ich ihn dann, wenn es mir je gelingt, mit mehr Ruhe überzeugen, ich ſey ſeine Mutter. Und erkennt einmal Agapius in mir ſeine Mutter, ſo wird auch mein Sohn Theopiſtus, der jetzt mit mir doch in Einer Stadt wohnt, mich bald als ſeine Mutter anerkennen, und wir alle drey werden eine Seligkeit empfinden, die ſich nicht ausſprechen läßt.“

Sie ging mit noch matten Schritten zurück und be-

gab ſich auf ihre einſame Kammer unter dem Dache. Sobald ſie ſich allein ſah, brach ſie in einen Strom von Thränen aus. „O Gott, rief ſie, indem ſie mit gefalteten Händen auf die Knie niederfiel — Du guter, barmherziger Gott, Dir ſey Dank! Du, o allmächtiger Gott, der Du den Daniel aus der Löwengrube, und den Jonas aus dem Bauche des Meerungeheuers errettet haſt — Du haſt meine Kinder dem Rachen des Löwen und den Zähnen des Wolfes entriſſen. Denn Dir iſt nichts unmöglich. Deine Leitung iſt es, daß meine Söhne vor meinen Augen ſich wiederfanden; daß ich, ihre Mutter, ohne daß ſie mich erkannten, Zeuge ihrer Freude, ihres Entzückens ſeyn mußte, ja daß, indem ſie einander wieder erkannten, eben dadurch auch mir die Seligkeit bereitet ward, ſie Beyde wieder zu erkennen — eine Freude, über die ich allen Schmerz der langen Trennung und den Kummer vieler Jahre vergeſſe! Wie Du tröſteſt, ſo kann keiner tröſten; wie Du erfreueſt, ſo kann niemand erfreuen. Dir, Vater der Erbarmungen, der Du unendlich reich an Troſt und der Urquell aller Freude biſt, Dir ſey unendlicher Dank!"

Sie blieb eine Weile ganz in Andacht verſunken knieen. „Aber, ſagte ſie jetzt, wo iſt der Vater meiner wiedergefundenen Söhne? Was iſt ihm begegnet, daß mein Sohn Agapius nichts von ihm weiß? Auch Theopiſtus ſcheint, wenn ich recht hörte und es mir nicht blos träumte, nichts von ihm zu wiſſen. Haben die wilden Thiere, nachdem ihnen die Söhne entriſſen worden, vielleicht den Vater angefallen und aufgezehrt? Iſt er vielleicht, wie ich, in Sklaverey gerathen, und bringt ihm vielleicht jede neue Sonne neuen Jammer? Oder ſieht er vielleicht das Licht der Sonne gar nicht mehr? Doch nein, nein, mein Herz ſagt es mir, er lebt noch! Du, guter Gott, haſt ihn gewiß erhalten und aus allen Gefahren und Leiden errettet. Du wirſt Dein Werk vollenden, und wie Du mich die Söhne wiederfinden ließeſt, mich auch den Vater wiederfinden laſſen, damit die Freude unſer Aller vollkommen werde."

Sie ſtand auf, und trat an das Fenſter. Von hier aus konnte ſie ihre Söhne drunten auf dem Raſenplatze ſehen. Sie ſtanden neben einander, im Kreiſe der Offiziere und Soldaten, und ſchienen ſich und den Umſtehenden ihre weitere Geſchichte zu erzählen. „Ja, ſagte die hoch-

erfreute Mutter, mit Augen voll Thränen lächelnd, ſie ſind es, ſie ſind es wahrhaftig! Agapius mit ſeinen dunkeln Locken hat ganz die edle Stellung ſeines Vaters; auch die ſchönen blonden Locken des andern zeigen, daß er mein Theopiſtus iſt. Was für ſchöne, anſehnliche Männer von hoher, edler Geſtalt ſind aus den zwey kleinen Knaben geworden! Allein noch wiſſen ſie nicht, wie ſehr mein mütterliches Herz ihnen entgegen ſchlage. Aber wie überzeuge ich ſie, daß ich ſie unter dieſem meinem Herzen getragen, daß ſie meine Kinder ſeyen? Nur gleich ſo zu ihnen hintreten, und ihnen gerade zu ſagen: „Seht, ich bin eure Mutter!“ — geht nicht. Dieſe Worte aus dem Munde einer Sklavin müßten ihnen zu ſeltſam vorkommen; in dieſer entſtellenden Sklavenkleidung und nach ſo langer Zeit würden ſie mich ſicher nicht mehr kennen. Ich will ihnen zuerſt ſagen, daß ich als eine freye Römerin widerrechtlich zur Sklavin gemacht wurde. Das wird ihr Mitleid, ihr Gefühl für Recht, ihren edlen Römerſtolz aufregen, und ſie werden mich geduldig und aufmerkſam anhören. Ich will ihnen dann meine Geſchichte erzählen; ich will ihnen ſagen, daß ich aus edler Abkunft und die Gemahlin jenes berühmten Plazidus ſey, der mit mir und ſeinen zwey kleinen Söhnen nach Aegypten auswandern wollte. Vielleicht glückt es mir, in ihnen ſolche Erinnerungen aus der Geſchichte ihrer Kindheit zu erwecken, daß Beyde von ſelbſt auf den Gedanken kommen, ich ſey ihre Mutter! Oder vielleicht findet ſich unter dem Heere noch einer oder der andere alte biedere Krieger, der ehemals unter meinem Gemahl diente, mich noch kennen und mir bezeugen wird, daß ich die Wahrheit rede. Und ſo werden wir denn am Ende ins Klare kommen — und mir wird die Seligkeit werden, ſie als meine Kinder an mein Herz zu drücken.“

Theopiſta bemerkte jetzt, daß die Kriegerſchaar auf dem grünen Platze aus einander ging, und daß auch die Offiziere ſich nach und nach alle entfernten. Nur ihre zwey Söhne ſetzten ſich wieder auf eine Bank. „Nun, ſprach ſie, iſt der rechte Augenblick gekommen; nun will ich hinunter und mich ihnen zu erkennen geben. O Gott, erleuchte Du mich, und laß mich die rechten Worte finden, ſie von der Wahrheit meiner Ausſage zu überzeugen.“ Sie trocknete ihre Thränen, und eilte hinunter in den Garten. Allein, da ſie eben über den Steg ging,

der über den Bach führte, ſtanden die beyden Söhne mit einem Mal auf, um weiter zu gehen. Sie gingen aber nicht auf das Haus zu; ſie nahmen durch den ſchattichten Wald hin einen andern Weg. Theopiſta bedachte ſich ſchnell, machte einen kleinen Umweg und kam ihnen entgegen. Ihr Herz klopfte heftig, und es zitterten ihr alle Glieder.

„Ihr edlen jungen Krieger, ſagte ſie mit bebender Stimme, wäre es mir wohl erlaubt, euch eine Bitte vorzutragen?“ „Fürchte dich nicht, und zittere nicht ſo! ſprach Agapius, indem er ihr mitleidig ins blaſſe Angeſicht ſah, und wohl bemerkte, daß ſie geweint hatte. Sey gutes Muthes, und ſag deine Bitte getroſt. Wenn wir ſie je gewähren können, ſo werden wir es gerne thun.“ Sie ſprach: „Ich bin eine geborne Römerin; allein durch widerrechtliche Gewalt ward ich meinem Manne und meinen Kindern entriſſen, und als Sklavin verkauft.“ „Nun, ſprach Agapius, da wünſcheſt du wohl, wir ſollen dich aus der Sklaverey befreyen? Allein das ſteht nicht in unſrer Macht; das kann nur der Feldherr.“ Sie ſagte: „Das glaub' ich gern; allein ich bitte euch, höret meine Geſchichte doch erſt an. Ich hoffe euch zu überzeugen, daß ich aus einem der edelſten Geſchlechter Roms, und die Gemahlin eines jetzt vielleicht vergeſſenen, aber ehemals allgemein geſchätzten Kriegshelden bin.“ „Auch darüber kann der Feldherr am beſten urtheilen, ſprach Agapius. Wir ſind in Rom fremd, wurden an den Gränzen des Reiches erzogen, und wiſſen wenig von Roms edlen Geſchlechtern. Unſerm Feldherrn aber iſt dein Gemahl ohne Zweifel bekannt. Ihm mußt du deine Bitte vortragen.“ Sie ſprach: „Allein wie komme ich bey ihm vor, und wird er wohl ſich ſo weit herablaſſen, einer armen Sklavin Gehör zu geben?“ „Wir wollen dir bey ihm Gehör verſchaffen, ſprach jetzt Theopiſtus, ihr anderer Sohn. Er iſt ſehr gütig und leutſelig, und da uns deine Ausſage wahr ſcheint, ſo wird er deine Bitte ſicher erfüllen. Wir gehen jetzt eben zu ihm, ſeine Befehle zu vernehmen. Komm nur ſogleich mit uns.“

Dieſes unerwartete Anerbieten war ganz gegen ihren Wunſch. Sie blieb unentſchloſſen ſtehen; ſie hätte ſich ihren geliebten Söhnen gerne in einem vertraulichen Geſpräche entdeckt, und ihr Gemüth war jetzt gar nicht vorbereitet, dem ſieggekrönten, bewunderten Feldherrn, der

ihr, wie ſie meynte, ganz fremd war, ihre Herzensangelegenheit vorzutragen. Allein ihre beyden Söhne ſagten: „Wozu das Zögern und Zagen? Wir haben Eile, und haben uns ohnehin ſchon etwas verſpätet. Komm ungeſäumt mit uns. Eine ſolche ſchöne Gelegenheit, ihn zu ſprechen, wird dir ſobald nicht wieder. Wir geben dir unſer Wort, du ſollſt unaufgehalten durch alle Wachen hindurch kommen, unſern ruhmwürdigſten Feldherrn von Angeſicht zu Angeſicht ſehen — und ſicher nicht ohne Troſt und Hülfe zurück kehren.“ „Nun wohl, ſagte Theopiſta, augenblicklich gefaßt; ich nehme euer Anerbieten dankbar an, und gehe mit euch.“ Die beyden Hauptmänner gingen mit ſchnellen Schritten, und Theopiſta folgte ihnen mit klopfendem Herzen.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Ehegattin.

Die beyden Hauptleute näherten ſich dem Palaſte, in dem der Feldherr ſein Hauptquartier hatte. Die hohen Marmorſäulen des Einganges prangten noch mit den abwechſelnden Gewinden von grünen Lorbeerzweigen und farbenreichen Blumen. Die Wachen traten hervor, und begrüßten die zwey Hauptmänner mit den geziemenden Ehrenbezeugungen. Theopiſta bemerkte dieſes mit mütterlichem Wohlgefallen, und folgte ihren Söhnen die marmorne Treppe hinauf in den hochgewölbten Vorſaal. Hier hieß Agapius ſie ein wenig warten, ging mit ehrerbietigem Anſtande in den Saal, in dem ſich der Feldherr befand, kam aber ſogleich wieder heraus, und winkte ihr, hinein zu gehen.

Theopiſta trat in den Saal, der mit kaiſerlicher Pracht ausgeſchmückt war. Die Wände glänzten von Gold und Marmor, und der Fußboden war mit farbigen Teppichen belegt. Euſtachius ſtand in dem prächtigen Anzuge eines Römiſchen Feldherrn nahe an einem der hohen Fenſter, durch das die Abendſonne hereinſtrahlte, und ſeine edle Geſtalt beleuchtete: neben ihm auf einem Tiſche, der mit Purpur bedeckt war, befand ſich ſein von Gold glänzender Helm mit dem prangenden Federbuſche, der

Befehlshaberſtab von Elfenbein und mit Gold verziert, und das Schwert mit dem goldenen Griffe.

Theopiſta blieb in demüthiger Stellung, wie es einer Sklavin geziemt, nicht weit von der Thüre ſtehen, wollte eben den Mund öffnen, um ihre Bitte vorzubringen — und erkannte in dem Feldherrn plötzlich ihren Gemahl Euſtachius. Er kam ihr ſo jugendlich blühend vor, wie er einſt an ihrem Brauttage als Bräutigam vor ihr geſtanden. Sie erblaßte vor Freudenſchrecken und ſtarrte ihn voll Erſtaunens einige Augenblicke an. Dann eilte ſie mit offenen Armen auf ihn zu — rief mit lauter Stimme: „O mein Gemahl!“ — ſtand aber auf halbem Wege erſchrocken ſtill, und ließ faſt ohnmächtig die Arme ſinken. Denn ſie bemerkte, daß ihr Gemahl ſie nicht mehr kenne. Wirklich blickte er ſie auch höchſt befremdet an, und ſein ernſtes Auge ſchien zu ſagen: „Was ſoll das ſeyn? Iſt dieſe Sklavin, die man zu mir herein gewieſen hat, nicht bey Sinnen?“ Denn da er ſeine Gemahlin ſchon ſeit vielen Jahren für todt hielt, ſo kam ihm auch nicht der leiſeſte Gedanken zu Sinn, dieſe Sklavin könnte ſeine geliebte Theopiſta ſeyn. Indeß ging er voll Mitleids zu ihr hin, um von dem traurigen Gemüthszuſtande, in dem ſie ihm zu ſeyn ſchien, ſich näher zu überzeugen.

Sie aber ſprach: „Ach du edler, vortrefflicher Mann, ſo erkenneſt du mich denn nicht mehr! Zwar wundere ich mich nicht darüber; denn Zeit, Kummer und Leiden mögen meine Geſtalt immerhin verändert haben. Allein höre mich, ehe du mich als eine Fremde zurück weiſeſt, doch erſt an! Ich kann dir, als Zeichen, wer ich ſey, ſolche Geheimniſſe angeben, die nur dir und mir bekannt ſind, und aus denen du zuverläſſig erkennen wirſt, wer ich ſey. Das Römiſche Kriegsheer nennt dich zwar Plazidus; allein der Name, mit dem die Chriſten dich nennen, und den du annahmſt, als du dich zum Glauben der Chriſten bekehrteſt, heißt Euſtachius. Erinnere dich jenes hellglänzenden Kreuzes, das du im Walde zwiſchen dem Geweihe eines Hirſches erblickteſt — jenes Traumes, in dem Chriſtus ſich auch mir zu erkennen gab — jenes frommen Biſchofes Johannes, von dem wir und unſre zwey kleinen Söhne in der Stille der Nacht getauft wurden. Ach du mußt es wohl noch wiſſen, wie mir in der Taufe der Name Theopiſta, dem ältern unſrer zwey holden Knaben der Name Agapius, dem jüngern aber der Name Theo-

piſtus ertheilt ward. Gedenke der vielen Trübſale, die nach der Weiſſagung des frommen Biſchofes über uns gekommen, und die wir im Vertrauen auf Gott muthig und ſtandhaft übertrugen; gedenke wie unſre Heerden umkamen, unſre Felder verödeten, unſer Landhaus in ein Krankenhaus verwandelt, und bald darauf von Räubern ausgeplündert wurde; gedenke unſrer traurigen Flucht und jenes ſchrecklichen, herzzerſchneidenden Augenblickes, in dem ich auf dem Schiffe von dir und unſern lieben Kindern getrennt wurde! Ach, frage mich über die kleinſten Umſtände dieſer Begebenheiten, und ich will ſie dir alle nennen! Frage mich ſogar über die Worte, die du bey dieſem oder jenem wichtigen Anlaſſe zu mir ſagteſt, die niemand hörte, als ich, und ich will ſie dir alle wiederholen; denn alle ſind noch getreulich in meinem Gedächtniſſe eingeſchrieben. O gewiß, ich bin jene Theopiſta, deine Gemahlin, die weinend und jammernd, ja faſt entſeelt von jenem unmenſchlichen Mohren dir aus den Armen geriſſen worden; ſeit dieſer langen Zeit von faſt ſechzehn Jahren bis zu dieſer Stunde habe ich mich immer nach dir geſehnt, und meine Liebe und Treue dir unverſehrt bewahrt, ſo wie ich ſie dir bis in mein Grab bewahren werde! So gewiß du Derjenige biſt, dem nach Gottes weiſeſten Abſichten all jene widrigen Schickſale begegneten; ſo gewiß bin ich Diejenige, die alle dieſe Schickſale mit dir theilte! Erkenne daher in mir deine getreue, liebevolle Gemahlin, mit der du, wiewohl nur wenige Jahre, in der glücklichſten Ehe gelebt, und ihr unzählige Beweiſe der zärtlichſten Liebe gegeben haſt. Denn das würde ich ewig nicht glauben, daß du, den Gott jetzt mehr, als je erhöhte, und mit Glanz und Ruhm verherrlichte, mich, die Er zu dem dunkeln, verachteten Stande einer Sklavin erniedrigte, deßhalb verſchmähen und verſtoßen könnteſt! Nein, nein, das kannſt du nicht, liebſter Gemahl, beſter Euſtachius! Ach mein Herz war immer bey dir, ſo lange wir auch getrennt waren. Ich kann die Freude, dich nach ſo langer Trennung wieder von Angeſicht zu ſehen, nicht ausſprechen! Und gewiß muß dieſer ſelige Augenblick, da Gott uns nach ſo vielen Prüfungen wunderbar wieder zuſammen führt, auch für dich ein Augenblick des Himmels ſeyn!“

Euſtachius hatte ſeine Gemahlin, während ſie ſprach, aufmerkſam betrachtet. Wiewohl ſie in dieſen erſchüttern=

den Augenblicken einer Ohnmacht nahe und ihr Angeſicht blaß war wie eine Leiche, und ihre Sklaventracht ſie noch mehr entſtellte; ſo wurden dennoch ihre wohlbekannten Züge ihm nach und nach immer deutlicher und der gewohnte Klang ihrer lieblichen Stimme drang an ſein Herz. Er erkannte ſie. Eine eigene, wunderbare Empfindung durchſchauerte ihn, als er ſeine geliebte Theopiſta, die er ſeit bald ſechzehn Jahren für todt gehalten, jetzt lebend vor ſich ſtehen ſah. Das höchſte Erſtaunen, unnennbares Entzücken, und das innigſte Mitleid erfüllten zugleich ſeine ganze Seele.

„Theopiſta, rief er faſt außer ſich, ja du biſt es — du biſt meine theure, meine innigſt geliebte Gemahlin, deren Verluſt mir bis dieſe Stunde unvergeßlich und unerſetzlich geblieben! Ach, in was für bedauernswerthe Umſtände biſt du gerathen! Doch, Gott, der Allmächtige, ſey gelobt und geprieſen, daß Er dich mir wieder geſchenkt hat! Aller Glanz und Ruhm, um den mich viele Tauſende beneiden, iſt nichts, gar nichts gegen die Seligkeit, dich wieder in meine Arme zu ſchließen.“

Er ſchloß ſie in ſeine Arme, und benetzte ihr Angeſicht mit heißen Thränen. Auch ſie weinte die ſeligſten Thränen. Beyde vergaßen aller ihrer bisherigen Leiden. Nichts übertraf ihre Seligkeit, als der Dank und die Anbethung, womit ſie, während ſie ſich umarmten, von Zeit zu Zeit zu dem Himmel aufblickten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Söhne.

Euſtachius fühlte ſich unausſprechlich glücklich, ſeine innigſt geliebte Gemahlin wieder gefunden zu haben. Allein bald trübte der Gedanke an ſeine Söhne dieſes ſein Glück. Es fiel ihm wie ein Felſenſtück auf das Herz, Theopiſta werde jetzt nach ihren Söhnen fragen, und er könne ihr die Wahrheit nicht verhehlen, daß Beyde ihm von wilden Thieren geraubt worden. „Ach, die gute Mutter! dachte er; wie bald wird ihr die Freude, den Vater wieder gefunden zu haben, in Jammer über den Tod ihrer Kinder verwandelt werden!“ Indem er dieſes dachte, ſprach Theopiſta: „Nun, liebſter Gemahl, laß

uns die Freude des Wiederſehens auch mit unſern gelieb⸗ten Söhnen theilen! O wie verlangt mein mütterliches Herz, ſie nach ſo langer Trennung wieder in meine Arme zu ſchließen!“ Euſtachius ſprach tief betrübt: „Liebſte Theopiſta, holde Mutter liebenswürdiger Kinder, laß uns die unerforſchlichen, aber immer weiſen und liebevollen Rathſchlüſſe Gottes im Staube anbethen! Unſre Söhne wurden als zarte Knaben der Raub wilder Thiere. Sie ſehen das Licht dieſer Sonne nicht mehr, ſie wandeln nicht mehr unter den Lebenden!“

Allein Theopiſta rief hocherfreut: „Nein, nein, lieb⸗ſter Gemahl, du irreſt! Deine beyden Söhne leben! Gott hat ſie unverletzt aus dem Rachen der wilden Thiere er⸗rettet! In dieſem Augenblicke will ich ſie dir lebend vor Augen ſtellen! Sie ſind deine würdigen Streitgenoſſen! Ja ohne ihren Muth, ihre Liebe zu dir, hätteſt du viel⸗leicht nicht geſiegt, und dieſes Land wäre vielleicht eine Beute feindlicher Völker geworden!“ „Theopiſta, was wandelt dich an? ſprach Euſtachius. Du erſcheinſt mir in dieſem Augenblicke als eine begeiſterte Prophetin.“ Sie aber eilte hinaus auf den Vorſaal, ſagte den zwey jungen Kriegern: „Kommt mit mir, der Feldherr begehrt eurer!“ — nahm mit ihrer Rechten den Einen, mit ihrer Linken den Andern bey der Hand, führte ſie in den Saal, und ſprach mit hoher Freude: „Feldherr! ſieh da in dieſen jungen Helden deine beyden Söhne! Dieſer da mit den dunkeln Locken iſt dein Agapius, den dir der Löwe — und dieſer hier mit den gelben Haaren dein Theopiſtus, den dir der Wolf geraubt hat. Allein was vermögen reißende Thiere gegen diejenigen, die Gott ſchützt? Gott hat ſie errettet; Gott hat ſie dir wieder zugeführt; unter Gottes Leitung halfen ſie dir ſtreiten. Ohne dich, ohne einander zu erkennen, halfen ſie dir mit vereinten Kräften deinen ruhmvollen Sieg erkämpfen. Erſt in dieſer Stunde er⸗kannten ſie ſich vor meinen Augen als Brüder; erkenne nun auch du, glücklicher Vater, in ihnen, die du, ohne ſie zu kennen, vor Tauſenden ausgezeichnet haſt, deine würdigen Söhne!“

Euſtachius rief voll des höchſten Erſtaunens: „Wie, dieſe heldenmüthigen Jünglinge, unter die ich heute mei⸗nen Lorbeerkranz vertheilte, ſollten meine Söhne ſeyn? Jene zarten Knaben, die ich mit Entſetzen in dem Rachen wilder Thiere erblickte, ſollten mir gleichſam von dem To⸗

de wieder zurück gegeben ſeyn? O du guter barmherziger Gott, dieſe Seligkeit wäre zu groß; noch kann ich es nicht glauben.“

Allein Theopiſta ſprach: „Glaube mir, edler Vater, ſie ſind deine Söhne. Ich bin meiner Sache gewiß; es iſt mir ſo klar wie die Sonne. Doch wozu bedürfte es vieler Worte? Sieh dieſe Jünglinge nur einmal recht an! Sieh da deinen Agapius, blicke ihm in die Augen, betrachte ſeine Stirne, ſeinen Mund, und ſag ſelbſt, iſt er nicht dein getreues Ebenbild und wie von dir abgezeichnet? Sieh da deinen Theopiſtus, dieſe blauen Augen, dieſe blonden Locken — gleicht er nicht ſeiner Mutter, da ſie noch in der Blüthe ihrer Jugend prangte? Zweifle alſo nicht mehr, und umarme ſie als deine Söhne!“

Der hocherfreute Vater hatte keinen Zweifel mehr — ſchloß bald Agapius, bald Theopiſtus in ſeine Arme, und reichliche Thränen floßen über ſeine Wangen. Er genoß der größten Seligkeit edler Eltern — der Seligkeit zu ſehen, daß ihre Kinder ſich ihrer würdig betragen. Aber auch die Söhne waren vor Freude außer ſich, in dem hochverehrten Feldherrn, dem geliebten aber auch gefürchteten Gebieter, deſſen Blick Ehrfurcht forderte und Gehorſam gebot, einen liebenden Vater zu finden, deſſen Vaterherz ſich in reichliche Thränen ergoß.

Theopiſta, die edle Gattin und Mutter, ſtand ſeitwärts und erfreute ſich der Seligkeit ihres Gatten und ihrer Söhne. So ſehr ihr Herz brannte, ihre Kinder zu umarmen, ſo wollte ſie die entzückten Söhne den väterlichen Umarmungen noch nicht entziehen. Sie konnte ſich an dem himmliſchen Anblicke nicht ſatt ſehen. Freudenthränen floſſen über ihre blaſſen Wangen; ſie fühlte ſich die ſeligſte Gattin und Mutter.

Ihre beyden Söhne ahneten aber gar nicht, daß ihre geliebte Mutter, über deren Verluſt ſie einſt als Kinder ſo heiße Thränen vergoſſen und je älter ſie wurden, ſich immer mehr nach ihr geſehnt hatten, ihnen ſo nahe ſey. Am allerwenigſten dachten ſie daran, die bleiche Sklavin rothgeweinten Augen, der ſie aus Mitleid bey dem Feldherrn Gehör verſchafft hatten, ſey ihre Mutter. Sie hatten in ihrer gegenwärtigen Freude dieſer Sklavin ganz vergeſſen, und achteten ſo wenig auf ſie, als wäre ſie gar nicht zugegen.

Allein dem edlen Vater war dieß höchſt auffallend; denn er zweifelte nicht im geringſten, die Mutter habe ſich ihren zwey Söhnen ſchon zuvor, ehe ſie ihm dieſelben vorführte, zu erkennen gegeben. Er ſprach daher mit ſichtbarer Betrübniß und großem Ernſte: „Nun, meine Söhne! Habt ihr nur Thränen und Umarmungen für euern Vater? Sagt euer Herz euch nicht, daß ihr noch eine andere ſüße Pflicht zu erfüllen habt? — Wie? ihr nennt eure Mutter nicht einmal? Habt ihr kein Gefühl mehr für ſie, und ſoll ſie von aller Theilnahme an unſrer Freude ausgeſchloſſen bleiben? — Ihr ſeht mich befremdet und verlegen an! — Nun, ihr werdet euch doch noch eurer Mutter erinnern, wie hold und anmuthsvoll ſie war, und wie ſie in den Tagen eurer glücklichen Kindheit euch ſo lieb hatte! Du Theopiſtus, weißt du nicht mehr, wie ſie dich damals, als du auf unſrer Auswanderung erlegen warſt, ſo zärtlich auf ihren Armen trug? Und du, Agapius, haſt auch du es vergeſſen, wie ihr beyde auf dem Schiffe krank geworden, und wie ſie euch da ſo liebreich verpflegte, und Nächte hindurch bey euch wachte? Wenigſtens muß euch unſer Jammer, als ſie uns von jenem Mohren genommen wurde, noch im friſchen Andenken ſeyn! — Ach es ging ihr indeſſen ſehr hart! Sie wurde in die Sklaverey fortgeſchleppt, in der ſie noch ſchmachtet! Sie iſt nun wohl ſehr arm, unglücklich und verachtet! Allein ſagt, wäre es möglich, daß ihr deßhalb euch ihrer ſchämen könntet? — O dann wäre es mir lieber, ich hätte euch mit keinem Auge mehr geſehen?“

Liebſter Vater! rief jetzt Agapius, und griff an ſein Schwert, ſag' uns doch nur, wo iſt der Böſewicht, jener abſcheuliche Mohr, der meiner geliebten Mutter ſo vieles Leid zufügen konnte? An dieſem Schwerte will ich ſein Blut herab tröpfeln ſehen! Seine ganze Rotte will ich in Stücke zerhauen, um die Mutter zu befreyen!“

Theopiſtus ſprach: „Lieber Vater, da du weißt, daß die Mutter eine Sklavin iſt, warum haſt du ſie denn nicht ſchon längſt befreyt. O ſag uns doch geſchwind, wo wir ſie auffinden können? Wo, wo iſt ſie? Den letzten Tropfen meines Herzblutes will ich daran ſetzen, die Mutter von Elend und Unterdrückung zu erretten!“

Euſtachius ſagte: „Wie, ihr kennet ſie nicht einmal? Das begreife ich nicht, wie das möglich iſt. Doch — ohne ſie zu kennen, habt ihr ſie ſchon geſehen. Seht da,

dieſe iſt es! Sie, die euch als meine Söhne mir vorführ=te, ſtelle ich nun euch als eure Mutter vor.“

Beyde Söhne empfanden das innigſte Mitleid, ihre geliebte Mutter als Sklavin zu erblicken. Wie es vorhin die Freude der entzückten Söhne ſehr erhöhte, gerade in dem bewunderten Feldherrn, den ſie unter allen Menſchen auf Erden am höchſten verehrten, ihren Vater zu erken=nen; ſo ward jetzt die Freude, ihre Mutter wieder zu finden, durch den Anblick ihrer Armuth und Niedrigkeit ganz unausſprechlich rührend. Freude, Schmerz und Wehmuth durchdrangen ihre Herzen ſo mächtig, daß bey=de Jünglinge in heiße Thränen ausbrachen. Die entzückte Mutter aber ſtand da, wie verklärt von Freude. Der un=beſchreibliche Ausdruck von mütterlicher Zärtlichkeit in ih=rem milden Angeſicht und in ihren thränenvollen Augen hatte etwas Himmliſches. Beyden Söhnen war es nicht anders, als erblickten ſie einen ſeligen Geiſt, einen Engel des Himmels. „Mutter! Liebſte Mutter!“ riefen beyde mit Einem Munde, und fielen ihr beyde um den Hals. Mutter und Söhne konnten ihre Freude nicht mit Wor=ten, ſondern nur mit Thränen und frommen Blicken zum Himmel ausdrücken. Der Vater aber ſprach im Ueber=maaß ſeiner Freude: „Ich möchte laut ausrufen, daß es die ganze Welt vernähme: O ihr alle, die ihr Gott fürch=tet, kommet, ſehet und höret, was für große Dinge Er an mir, meinem lieben Weibe und meinen lieben Kindern gethan hat.“

Fünfzehntes Kapitel.

Der junge Bauer.

Euſtachius ſprach über eine Weile: „Die Empfindung wird uns zu mächtig! Auch die Freude iſt angreifend, ja oft noch angreifender, als der Schmerz. Ich fühle mich ganz beklommen. Kommt, und laßt uns ein wenig fri=ſche Luft ſchöpfen!“ Er öffnete die zwey Thürflügel einer hohen Pforte, und ging mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Söhnen hinaus auf einen Altan, von dem man über die unten liegenden Gärten der Stadt hin die herrlichſte Aus=ſicht auf eine reiche Landſchaft hatte. Sie blieben an dem marmornen Geländer einige Zeit ſtillſchweigend ſte=

hen. Es war ein ſchöner, heiterer Abend. Kühle Lüftchen ſäuſelten durch die nahen Pappelbäume. Die Wolken, die benachbarten Dörfer, und die fernen Wälder und Berge waren von den letzten Strahlen der Sonne geröthet. Euſtachius zeugte auf die untergehende Sonne und ſagte: „O wie groß iſt Gott in ſeinen Werken! Allein ſo groß und herrlich Er in ſeiner Schöpfung iſt, ſo freundlich und gütig zeigt Er ſich auch in der Führung der Menſchen. Er, der uns nach dieſem glühendheißen Tage dieſen kühlen, erquickenden Abend giebt, ſchenkte uns auch nach mancher heißen Trübſal wieder Freude und Erquickung. Darum danket dem Herrn, denn Er iſt freundlich und ſeine Güte währet ewig.“

Hierauf ſetzte ſich Euſtachius mit ſeiner Gemahlin auf die mormorne Bank des Altans; die beyden Söhne ſetzten ſich zu beyden Seiten der Aeltern, und Euſtachius ſprach: „Ich weiß nun wohl, liebſte Gemahlin, daß jene Schiffsknechte, die dich fälſchlich für todt ausgaben, dich in die Sklaverey verkauft haben; eben ſo weiß ich, daß ihr, meine geliebten Söhne, aus dem Rachen der wilden Thiere errettet worden. Allein wie dieſes zuging, und was in der langen Reihe von Jahren, ſeit wir uns das letzte Mal geſehen, euch alles begegnete, davon weiß ich noch nicht das Geringſte. Erzählt mir das Wichtigſte davon; denn gewiß werde ich neue Urſache finden, Gott zu loben und zu preiſen.“

Theopiſta ſagte: „Ihr, meine geliebteſten Söhne, erzählet mir und eurem Vater zuerſt, was euch alles begegnete, ſeit jener grauſame Schiffer mich euch, und der Löwe und der Wolf mich eurem Vater entriſſen hat. Ich brenne vor Begierde, die Geſchichte meiner lieben Kinder zu vernehmen.“

Agapius erzählte ſeine Geſchichte zuerſt. „Wie jener Löwe, fing er an, mich dort am Fluſſe ergriffen, und mit mir in den Wald entflohen, das hat mein Vater mit Augen geſehen, und meine Mutter hat es bereits aus meinem Munde gehört. Wie es mir in dem Rachen des Löwen zu Muthe war, weiß ich nicht mehr, und wußte es wohl damals ſelbſt nicht. Als ich wieder zur vollen Beſinnung gekommen war, erblickte ich mehrere brennende Kerzen. Ich lag in einer ländlichen Stube auf einem Bette, und mehrere Männer, Weiber und Kinder, ſo viel deren die Stube faſſen konnte, ſtanden um mich her.

Alle bezeigten mir das größte Mitleid, und dankten Gott, durch deſſen Beyſtand ich aus einer ſo ſchauerlichen Gefahr errettet worden. Sie ſahen an meinen Kleidern, daß ich aus einem entfernten Lande, und das Kind vornehmer Eltern ſeyn müſſe. Sie fragten mich daher ſehr neugierig, wie ich in dieſen dichten, unwegſamen Wald voll wilder, reißender Thiere gerathen ſey. Es währte einige Zeit, bis ich ihre Fragen gehörig beantworten konnte. Alle bedauerten meinen Vater und meinen kleinen Bruder von Herzen, und die Männer beſchloſſen, ſie aufzuſuchen. Allein nunmehr war es bereits Nacht und zu ſpät, ſich durch den wildverwachſenen Bergwald zu finden. Sobald indeſſen die Tageshelle ſich zeigte, machten ſie ſich auf den Weg. Sie kamen an das Ufer jenes Fluſſes, und fanden unter dem Baume, wo wir unſre letzte Mahlzeit gehalten, noch die Schalen von den Eyern: allein von dem Vater und meinem kleinen Bruder fanden ſie keine Spur mehr. Traurig kamen ſie zurück, und ſagten: „Die wilden Thiere haben den wehrloſen Mann und das arme Kind gewiß zerriſſen. Wenn wir uns dort ſo lange hätten aufhalten wollen, ſo hätten wir wahrſcheinlich noch einige ihrer Gebeine gefunden. Denn dort an jenem Fluſſe iſt es gefährlich; die Thiere der Wildniß kommen weit her, dort ihren Durſt zu löſchen.“

„Wie es zugegangen, daß ich noch glücklich aus dem Rachen des Löwen errettet wurde, haben mir die Männer öfter ausführlich erzählt, und auch das, was ich ihnen damals ſagen konnte, mir öfter wiederholt. Die Begebenheit iſt kurz dieſe. Die Männer hatten in dem Walde Holz gefällt, und waren eben auf dem Wege nach Hauſe. Da kam der Löwe, der mich als ein zartes Knäblein im Rachen trug, in wilder Eile hinter einem Felſen hervor. Die tapfern Männer drangen augenblicklich mit geſchwungenen Arten auf ihn ein. Einer aus ihnen verſetzte dem Löwen mit der Axt einen mächtigen Streich. Der Löwe ließ mich augenblicklich fallen, wandte ſich gegen den Mann, und wollte in ſeinem Grimme ihn zerreißen. Allein die übrigen Männer ſtanden ihrem bedrohten Gefährten bey. Es erhob ſich ein ſchrecklicher Kampf. Der Löwe bekam manchen ſtarken Hieb, und ſein Blut quoll aus mehreren Wunden hervor; endlich nahm er unter kläglichem Gebrülle die Flucht. Die Männer hoben mich nun von von der Erde auf. Von der ſchrecklichen Todes-

angſt, die ich im Rachen des Löwen gefühlt hatte, war ich ohnmächtig; allein zu ihrer großen Freude unverſehrt. Sie waren ſehr erſtaunt, daß der Löwe mich nicht getödtet, ja nicht einmal verwundet habe. Einige meynten, das komme daher, weil der Löwe, von meinem Vater verfolgt, keine Zeit gefunden, mich zu verzehren, ſondern im ſchnellen Laufe über Büſche und Felſen wegſetzend, gerade noch vor dem entſcheidenden Augenblicke ihnen in die Hände gefallen. Andere behaupteten, das furchtbare Thier habe, nach Art ſolcher Raubthiere, mich ſeinen Jungen lebend vorwerfen wollen, und ſich daher ſorgſam in Acht genommen, mich zu verletzen. Alle aber ſtimmten darin überein, Gott habe mich ganz beſonders bewahrt, und ich könne Ihm deßhalb in meinem Leben nicht genug danken.

Es entſtand nun ein edler Wettſtreit unter ihnen, wer aus ihnen die Freude haben ſollte, mich in ſeinem Hauſe zu verpflegen und zu erziehen. Allein derjenige, der dem Löwen den erſten Streich verſetzt hatte, ließ ſich dieſe Freude nicht nehmen. Er nahm mich voll des herzlichſten Mitleids auf ſeinen Arm, trug mich in ſein Haus, und legte mich auf ein Bett, wo ich mich aus meiner Ohnmacht nach und nach wieder erholte, wie ich gleich anfangs erzählt habe.“

„Die tapfern, kühnen Holzhauer waren Bauern aus einem kleinen Dorfe, das jenſeits der waldigen Felſenhöhen, die es von dem Meere ſcheiden, in einem tiefen Thale liegt. Alle Bewohner dieſes Dorfes waren Chriſten. Schon vor mehreren Jahren, zur Zeit der Verfolgung, die ſich nie bis in dieſes abgelegene Thal erſtreckte, hatten ſich chriſtliche Prieſter dahin geflüchtet, und den Bewohnern das Evangelium verkündet. Die redlichen Landleute hatten es mit Freuden angenommen, und machen nun eine tadelloſe chriſtliche Gemeinde aus. Alle ſind nur darauf bedacht, ſich als gute Kinder des Einen Vaters im Himmel zu betragen; alle lieben einander wie Brüder und Schweſtern. Da iſt nur Friede und Eintracht. Sie entzweyen ſich nie über zeitliche Güter; ſie theilen alles, was ſie haben, willig mit einander. Sie arbeiten alle ſehr fleißig, und ſuchen durch Arbeit ſo viel zu erwerben, daß ſie davon alte und gebrechliche Leute reichlich unterſtützen können. Die chriſtliche Liebe, dieſes ſchöne Kennzeichen wahrer Chriſten, macht den Leidenden

dort das Leiden nicht nur leicht, ſondern durch die unzähligen Beweiſe der herzlichſten Theilnahme ſogar zur Quelle ſüßer Freuden.“

„Für den Unterricht der Kinder iſt aufs beſte geſorgt. Ein chriſtlicher Prieſter, ein frommer, heiliger Greis, der ſich jenes Thal zu ſeinem Aufenthalte wählte, und ſein Leben unter jenen guten Menſchen zu beſchließen gedenkt, machte ſich eine wahre Herzensangelegenheit daraus, ihre Kinder im Wichtigſten, was ein Menſch wiſſen muß, in unſrer heiligen Religion zu unterrichten. Dieſen Unterricht ertheilte er auch mir, und da er ehemals in der Welt ein ſehr angeſehener Mann war, und dafür hielt, ich ſey nicht beſtimmt, mein ganzes Leben in dieſem Thale zuzubringen, ſo theilte er mir auch von ſeinen übrigen Kenntniſſen und Erfahrungen ſo viel mit, als er für mich zuträglich hielt. Er war mit großem Ernſte darauf bedacht, mich zuerſt zu einem wahren Chriſten, und dann auch zu einem brauchbaren Manne für die Welt zu bilden.“

Uebrigens mußte ich, ſo wie ich heranwuchs, Morgens, bevor die Sonne aufging, in den Acker fahren, oder auf der Wieſe mähen, und alle, auch die ſchwerſten ländlichen Arbeiten, die mir übrigens ſehr leicht von der Hand gingen, verrichten. Dieß härtete mich ab, und machte mich ſtark und kräftig. Auch fehlte es nicht an Gelegenheit, Muth und Tapferkeit zu üben. Wir lebten mit den Thieren der Wildniß, denen unſer Thal gleichſam abgewonnen war, in einem beſtändigen Kriege, und da galt es keine geringe Kühnheit und Gewandtheit, die Kühe auf der Weide und oft den Stier am Pfluge gegen ein grimmiges Raubthier zu vertheidigen. So trug meine ganze Erziehung und Lebensweiſe dazu bey, daß mir eine geſunde Seele in einem geſunden Leibe wurde. Ich brachte in jenem Dorfe, das mit ſeinen niedrigen Strohhütten Manchem ſehr elend und armſelig vorkommen möchte, die Jahre meiner Kindheit und Jugend ſo vergnügt, ſo glücklich zu, als wohl nie ein Jüngling, der in einem Palaſte erzogen wurde.“

„Ich hätte auch nie daran gedacht, meinen ſeligen Aufenthalt in jenem zweyten Paradieſe zu verlaſſen. Allein da kam plötzlich ein Befehl des Kaiſers, einen der Jünglinge als Soldaten in das Feld zu ſtellen. Denn weil das Vaterland in Gefahr war, und die Noth an

den Mann ging, ſo wurde auch an den entfernteſten Gränzen des Reiches, was ſonſt ſelten geſchah, junge Mannſchaft ausgehoben. Alle Bewohner des Dorfes waren höchſt beſtürzt; denn Krieg und Blutvergießen war dieſen friedlichen Menſchen ein ſchreckbarer Gedanke. Indeß war die Sache nicht abzuwenden. Der Römiſche Krieger, der die Aushebung in dieſem Dorfe beſorgte, ſtand da, rüttelte die Looſe in ſeinem Helme und befahl zu ziehen. Väter, Mütter, Schweſtern und Bräute ſtanden blaß und zitternd umher. Da regte ſich auf einmal ein wunderbarer Muth, den mir Gott gab, in meinem Herzen. Ich brannte vor Begierde für mein Vaterland zu fechten; ich dachte daran, daß mein Vater auch ein Kriegsmann, und doch ein guter Mann und Chriſt, gleich dem Hauptmanne von Kapharnaum, und dem Hauptmanne Kornelius war; ich freute mich hoch, daß ich den guten Leuten, die mich einſt dem wilden Thiere entriſſen und mir ſo viel Gutes erwieſen, nun auch einen kleinen Dienſt erweiſen konnte. Ich trat vor den Krieger und ſprach: „Das Loos ſoll nicht entſcheiden; ich gehe freywillig mit dir.“ Der Krieger ſah mich an, klopfte mir auf die Schulter, und ſprach erfreut: „Das iſt brav! Dein Muth und deine Größe und deine ganze Geſtalt gefallen mir. Mache dich alſo ſogleich reiſefertig, und komm mit mir.“ Unter dem Segen des frommen Prieſters und den Thränen und Segenswünſchen der ganzen Gemeinde zog ich mit dem Krieger fort.“

„Was dieſe einfältigen Landleute, unter denen ich bisher gelebt hatte, für vortreffliche Menſchen ſind, und wie ſelig die Menſchen ſeyn könnten, wenn ſie Alle wahre Chriſten ſeyn wollten, das ſah ich erſt recht ein, als ich aus jenem glücklichen Thale herauskam in die weite Welt. O welch einen Unterſchied fand ich da! Dort in jenen friedlichen Hütten ſind die Laſter, die in der Welt täglich vorkommen, etwas ganz Unerhörtes. Die redlichen Seelen wiſſen gar nichts von Liſt und Betrug. Man hat nicht nöthig, die Hausthüren mit Schloß und Riegeln zu verwahren; jedermann iſt ſicher vor Diebſtahl. Nie ſah ich dort einen Betrunkenen; nie hörte ich ein Fluchwort, eine Läſterung, oder nur die geringſte unanſtändige Rede. Die Jünglinge ſind beſcheiden und ehrerbietig gegen das Alter, und von reinen, untadelichen Sitten; die Jungfrauen liebliche Bilder der Unſchuld, der Sanftmuth und De-

muth. Man weiß dort gar nicht, wie bös und laſterhaft die übrige Welt ſey. Ich wußte es auch nicht; und da ich nun unter andere Menſchen kam, erſchien mir das Laſter als etwas, das der menſchlichen Natur ganz und gar entgegen iſt, und ſie entſtellt. Ich konnte das Laſter für nichts anders anſehen, als für eine abſcheuliche Krankheit der Seele, die, nachdem ſie auch den Leib ſiech und krank und früher dem Tode reif gemacht, der Seele endlich den ewigen Tod bringt."

„Beſonders bemerkte ich auf meinem weiten Zuge hieher oft mit Schmerzen, wie fehlerhaft die Erziehung der Kinder beſtellt ſey. Ich kam in manches reiche Haus und ſah da, wie Aeltern und Geſinde gleichſam wetteiferten, die Kinder zu verderben. Man ſchmeichelte den erwachenden Leidenſchaften der armen Kleinen; jedermann im Hauſe mußte ihrem thörichten Eigenſinne zu Gebot ſtehen; die Kinder durften bey Gaſtmahlen und Tänzen der Erwachſenen zugegen ſeyn, wo ſie Manches ſahen und hörten, das ihnen nicht gut war. Ich zweifle zwar nicht, daß unſre geliebten Aeltern mir und meinem Bruder eine beſſere Erziehung gegeben hätten. Allein wenn ich jene verzärtelten Kinder anſah, ſo dachte ich gar oft, es wäre in der That gut, wenn ein ſolches armes Kind reicher Aeltern von einem Löwen oder Wolfe ſo unverſehrt wie ich, unter arme Landleute verſetzt, und da auf dem Lande, der Natur gemäßer erzogen, und, um an Seele und Leib geſund zu bleiben, an das Bethen und Arbeiten gewöhnt würde."

„Wie es mir nun weiter ergangen, iſt meinem lieben Vater und meinem lieben Bruder bekannt; jedoch muß ich noch Einiges er[illegible]hnen, was unſrer geliebten Mutter noch unbekannt iſt. Als ich unter einer großen Anzahl junger Mannſchaft bey dem Kriegsheere angekommen war, kam der Feldherr herbey, uns zu muſtern, und wählte mich ſogleich zu einem ſeiner Satelliten aus. Ach, wie hätte ich damals denken können, der Feldherr ſey mein Vater! Ich wußte zwar wohl, der Feldherr heiße Plazidus. Allein, daß dieß der Name meines Vaters ſey, wußte ich nicht; ich erinnere mich aus meiner Kindheit blos, daß unſere Mutter den Vater nur immer lieber Euſtachius nannte. In den täglichen kleinen Gefechten, die vor der großen, entſcheidenden Schlacht vorfielen, war ich immer ſehr glücklich, und wurde, da einſt der Haupt-

mann unſrer Schaar von einem Pfeile durchbohrt worden, von dem Feldherrn zum Hauptmanne ernannt. Mein Bruder war mit einem andern Zuge neuausgehobener Mannſchaft angekommen. Auch er wurde von dem Feldherrn zu einem Satelliten auserkohren, aber einer andern Schaar zugetheilt; auch er ſchwang ſich, wie ich, ſehr bald zum Hauptmanne empor. Als Hauptleute lernten wir uns bald von Angeſicht kennen; aber wie hätte uns einfallen können, wir ſeyen leibliche Brüder! Wir ſprachen uns auch öfter, aber blos im Dienſte, und über Kriegsangelegenheiten. Erſt an dem heutigen ruhigen Tage, nach erkämpften Frieden, ward mir die Veranlaſſung, die Geſchichte meiner Kindheit zu erzählen, und ſo, ohne es ſelbſt zu wiſſen, das Geheimniß zu offenbaren, daß wir Brüder ſeyen."

„Weiſe und wunderbar hat Gottes heilige Vorſehung unſer Aller Wiederfinden und Wiedererkennen herbeygeführt. O welche Freude war es für uns Jünglinge, die wir uns längſt kannten und ſchätzten, uns nun als Brüder zu erkennen; welches Entzücken, in dem ſiegreichen Feldherrn, der heute ſeine Lorbeeren mit uns getheilt hatte; einen liebevollen Vater zu erblicken; welche Seligkeit, als der eben erkannte Vater uns der noch unbekannten liebenden Mutter zuführte! Wir können in Wahrheit ſagen: „Das iſt ein Tag, den uns der Herr bereitet hat; laßt uns ihn feyern mit Freude und Jubelgeſang!"

Sechzehntes Kapitel.

Der junge Hirt.

„Meine Geſchichte, ſprach hierauf Theopiſtus, iſt der Geſchichte meines Bruders ſehr ähnlich; ich kann alſo etwas kürzer ſeyn."

„Wie der Wolf mich fort trug, hat der Vater noch geſehen. Zwey wackere Männer jagten mich dem Thiere ab. Sie waren zwey Hirten, die in dem waldigen Gebirge einen Widder ſuchten, der ſich von der Heerde verirrt hatte. Da hörten ſie plötzlich das Geſchrey eines Kindes. Sie ſprangen hin, und erblickten den Wolf, der ſcheu und flüchtig, wie ein Räuber, mit mir zu entrinnen ſuchte. Sie hatten einen großen zottigen Hund bey ſich, der

an Muth und Stärke einem Wolfe wenig nachgab. Der Hund ſtürzte, von den Männern angehetzt, ſogleich wüthend auf den Wolf zu, und packte ihn im Genicke. Der Wolf ließ mich los, und wehrte ſich ſeiner Haut. Die Männer kamen mit Spießen bewaffnet nach, und erlegten den Wolf. Hierauf ſahen ſie ſich nach mir um. Der Wolf hatte mich nur bey meinem Kleide gepackt und fortgeſchleppt, und mich deßhalb nicht verletzt. Als ſie daher an mir weder Blut noch Wunden fanden, waren ſie ſehr erfreut, und dankten Gott."

„Einer der zwey Hirten nahm mich auf den Arm, und trug mich mit ſich fort in ſein Haus. Er fragte mich zu Hauſe, als ich mich von dem Schrecken erholt hatte, und wieder reden konnte, wie ich in den Wald gekommen ſey. Ich erzählte ihm, wie es uns ergangen, und wie ein Löwe meinen Bruder, ſo wie der Wolf mich, unſerm Vater geraubt habe, und wie der gute Vater dort am Fluſſe einſam zurück geblieben ſey! Allein der Hirt hielt es für überflüßig, den Vater aufzuſuchen." „Ach, ſprach er, dein Vater wurde gewiß, gleich deinem Bruder, von einem Löwen, von Wölfen, oder andern Raubthieren aufgefreſſen. Jene Gegend am Fluſſe iſt ſo zu ſagen ihr Sammelplatz, und ein Mann ohne andere Waffen, als einen Baumaſt, kann ſich ihrer unmöglich erwehren."

„Der Hirt, der mich zu ſich genommen hatte, und mir die Geſchichte meiner Errettung in der Folge wohl hundertmal erzählte, war ein Chriſt, und ein ſehr frommer, rechtſchaffener Mann; ſeine Hausfrau war eine eben ſo fromme, redliche Seele. Beyde hatten großes Mitleid mit mir, und als ich ihnen meinen Namen Theopiſtus, an Gott gläubig, oder Gott getreu, nannte, hatten ſie eine große Freude, weil ſie daraus erkannten, daß ich ein Chriſtenkind ſey. Sie beſchloſſen einmüthig, mich mit ihrem kleinen Sohne, der von meinem Alter war, zu erziehen, und ſie waren immer ſo liebreich und freundlich gegen mich, wie gegen ihr eigenes Kind."

„Es wohnten mehrere Hirten zerſtreut im Gebirge umher, die zuſammen eine chriſtliche Gemeinde ausmachten. Auch hieher waren zur Zeit der Verfolgung einige chriſtliche Lehrer gekommen, und einer derſelben war hier geblieben, um dieſer chriſtlichen Gemeinde als Prieſter vorzuſtehen. Er unterrichtete uns Kinder mit unbeſchreib-

licher Liebe und Treue in der chriſtlichen Religion, und lehrte uns auch ſonſt noch Manches, was gut und nützlich war. Meine Erziehung war alſo in der Hauptſache ſo, wie die meines Bruders Agapius, beſchaffen und ich will mich nicht damit aufhalten, ſie ausführlich zu beſchreiben.“

„Der Hirt, der mich mit ſeinem Sohne erzog, hatte eine ſehr zahlreiche Schafheerde. Als wir zwey Knaben nun heranwuchſen, mußten wir mit ihm die Schafe hüten; als wir aber erwachſen, und ſtark und gewandt genug waren, die Heerde gegen wilde Thiere zu vertheidigen, blieb er Alters halber manchen Tag zu Hauſe, und überließ die Aufſicht über die Heerde uns zwey Jünglingen. Eines Tages trieben wir nun unſre Schafe weit hinein in das Gebirg. Wir zündeten auf den Abend ein luſtiges Feuer an, theils um unſer Abendeſſen zu bereiten, theils um die wilden Thiere, die das Feuer ſcheuen, von der Heerde abzuhalten. Wie wir nun unter vertraulichen Geſprächen bey dem Feuer ſo da ſaßen, und es bereits ſehr dunkel war, ſprang der große Hund, der zu unſern Füßen lag, plötzlich auf, und fing an heftig zu bellen. Es war noch der nämliche Hund, der einſt den Wolf ſo tapfer gepackt hatte. Er war nunmehr ſehr alt; allein wegen ſeiner Treue genoß er noch das Gnadenbrod. Auch die übrigen Hunde wurden wach, und erhoben ein lautes Gebell. Wir vermutheten die Annäherung eines Wolfes ſtanden auf und griffen nach unſern Spießen; allein zu unſerm Erſtaunen ſahen wir im Glanze unſers Hirtenfeuers einen bewaffneten Krieger auf uns zuſchreiten. Das war eine ſeltene Erſcheinung in dieſen friedlichen Bergen. Mein Pflegevater begleitete den Kriegsmann, und ſah ſehr beſtürzt und traurig aus. Wir zwey Jünglinge konnten uns gar nicht vorſtellen, was das zu bedeuten habe; wir wurden es aber ſogleich inne.“

„Auch unſre Gemeinde mußte einen Mann ins Feld ſtellen. Der Kriegsmann hatte bereits dieſen Nachmittag die ſtreitbaren Jünglinge nebſt ihren Vätern, unter der großen Eiche, unter der die Gemeinde gewöhnlich zuſammen kam, verſammelt, und befohlen, das Loos zu ziehen. Der alte Hirt hatte für ſeinen Sohn ziehen müſſen, weil der Kriegsmann ſehr eilig war, und es für zu weitläufig hielt, den Sohn erſt herbey zu rufen. Das Loos

Stadtbibliothek Augsburg

hatte den Sohn getroffen, und der Krieger kam nun, ihn ſogleich mit ſich fort zu nehmen.“

„Der gute Jüngling ward, als er das hörte, todtenbleich, und dem alten Vater ſtanden die Thränen in den Augen. Allein ich ſprach zu dem Krieger: „Nimm dieſen nicht, nimm mich! Ich habe mehr Luſt, Soldat zu ſeyn, als dieſer hier. Als ich deinen Helm und deine Lanzenſpitze, im Glanze des Feuers da, blinken ſah, lachte mir das Herz. Mein Vater war auch Soldat, und hatte auch Helm und Lanze zu Hauſe. Ich gehe ſogleich ſtatt meines jungen Freundes hier mit dir!“ Das gefiel dem Soldaten ſehr. „Aha, ſagte er lachend; Art läßt nicht von Art. Man ſinge dem jungen Löwen vor, er wird doch brüllen. Komm alſo ſogleich mit mir. Du, muthiger Burſche, biſt mir lieber, als der bleiche, zitternde Junge da.“

„Mein Pflegevater und ſein Sohn brachen in Thränen aus, und prieſen meine Großmuth. „Das iſt eine edle That, ſprach der alte Hirt, daß du für einen Andern in den Krieg ziehen willſt.“ Ich aber ſprach: „Es iſt nicht mehr, als meine Schuldigkeit, daß ich für ihn gehe; ich bin dir für das, was du an mir gethan haſt, noch viel größern Dank ſchuldig. Denn du haſt mir das Leben gerettet, und mich erzogen. Wenn ich auch im Felde umkomme, und ſo für deinen Sohn, der mir ein zweyter Bruder iſt, das Leben gebe, ſo ſey das der Dank für das gute Werk, das du an mir gethan haſt. Auch geziemt es ſich ja für Chriſten, daß einer für den andern das Leben gebe, ſo wie Chriſtus ſein Leben für uns alle gegeben hat.“

„Der alte Mann ſagte weinend: „Nun, ſo zieh denn hin, mein Sohn! Gott hat dir dieſen Muth in dein Herz gelegt. Werde, wie einſt David, den Gott auch von der Schafheerde hinweg ins Feld rief, ein Kriegsheld, und bleibe dabey ein frommer, gottesfürchtiger Mann, wie David. Vielleicht iſt es dein Glück, daß du jetzt den Hirtenſtab mit dem Spieße vertauſcheſt; ja mir geht es vor, dein edelmüthiger Entſchluß werde dir zum Segen gereichen, und Gott werde dir deine edle Handlung belohnen. Er wolle dein Schild ſeyn, und dich aus allen Gefahren, denen du jetzt entgegen geheſt, erretten.“ Er ſegnete mich, und ich ging mit dem Krieger.“

„Der wackere Hirt hatte auch vollkommen Recht, und ſein Wort traf zu. Mein Entſchluß, anſtatt meines jugendlichen Freundes in das Feld zu ziehen, war mein größtes Glück; ſo wie auch meinem Bruder ſein Entſchluß, für Andere in das Feld zu ziehen, zum Segen gereichte. Gott führte uns junge Krieger hieher, wo wir einander als Brüder erkannt, und noch dazu Vater und Mutter gefunden haben. Er hat uns den kleinen Liebesdienſt reichlich vergolten. Ihm ſey Lob, Preis und Dank!“

Siebenzehntes Kapitel.

Die Sklavin.

Theopiſta, die Mutter blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel, und ſprach: „Ja, dem treuen barmherzigen Gott ſey Ehre, Lob und Dank, daß Er euch, meine liebſten Kinder, ſo wunderbar errettete, und bis auf dieſe Stunde ſo gnädig für euch geſorgt hat. Doch höret nun auch meine Geſchichte, in der Gottes zärtliche Vatergüte, mit der Er auch mich errettete, und für mich ſorgte, ſich eben ſo ſehr verherrlichet.“

„Noch ſind mir, fing ſie jetzt ihre Erzählung an, die ſchrecklichen Augenblicke in friſchem Andenken, da jener unmenſchliche Schiffer dich, liebſter Gemahl, und meine geliebteſten Söhne an ein ödes, unbewohntes Land auszuſetzen befahl, und mich mit roher Gewalt dir aus den Armen riß, und auf dem Schiffe zurück behielt. Nachdem ich mich aus meiner Ohnmacht erholt hatte, und wieder zu mir ſelbſt gekommen war; warf der gottloſe Mohr, deſſen Abgott das Geld und deſſen Himmel niedere Erdenluſt war, ſich vor mir auf die Knie, bat mir die gegen dich und meine Kinder begangene Gewaltthat ab, und entſchuldigte ſie mit der heftigen Leidenſchaft, die er zu mir gefaßt habe.“

„Wie magſt du, ſprach er, noch jenem Manne anhängen! Er iſt ja ein Bettler; ich aber bin reich. Ich habe eine Menge Gold, Perlen und Edelſteine; davon ſollſt du dir zu deinem Schmucke auswählen, ſo viel du nur immer willſt. Ich will dich in Purpur kleiden, und was es an köſtlichen Speiſen und Getränken nur immer

geben kann, das ſollſt du alles im Ueberfluß haben. Zehn ſchwarze Sklavinnen ſollen dich bedienen — du aber ſollſt die Königin meines Herzens ſeyn. Kannſt du dir nun etwas Herrlicheres denken? Reiche mir alſo deine Hand, und ſchlage ein!" Ich wies ſeinen Antrag, wie es ſich verſteht, mit dem größten Abſcheu zurück. Er aber quälte mich zwey Tage lang unausgeſetzt, bald mit Schmeicheleyen, bald mit Drohungen, um mich zu einer unerlaubten Verbindung mit ihm zu bewegen." Ich will dich ja heirathen, ſagte er: das iſt ein Glück für dich, das gar nicht größer ſeyn könnte. Ich kann gar nicht begreifen, wie du ſo unſinnig ſeyn kannſt, es zu verſchmähen."

Am Morgen des dritten Tages trat er wieder vor mich, und erkundigte ſich ſehr freundlich, wie ich mich befinde, und ob ich mich noch nicht eines Beſſern beſonnen habe. Da er aber ſogleich aus meinen naſſen Blicken und aus allen meinen Geſichtszügen erkannte, wie verhaßt mir ſeine Zumuthungen ſeyen, ſo ſprach er trotzig: „Nun bin ich deines ewigen Weinens und Weigerns ſatt; auch habe ich gar nicht nöthig, dir zu ſchmeicheln oder dich blos mit eitelm Drohen zu ſchrecken. Der heutige Tag ſey dir noch zur Bedenkzeit geſchenkt; auch ſollſt du vor Abends mein Angeſicht nicht mehr ſehen. Sobald aber die Sonne untergehen wird, erwarte ich eine günſtige Erklärung." Er warf mir, ſchäumend vor Wuth, noch einen zornigen Blick zu, verließ mich unter den furchtbarſten Drohungen, begab ſich in das beſondere Wohnzimmer, das er auf dem Schiffe hatte, und ſchlug die Thüre mächtig hinter ſich zu."

„Es war mir immerhin ein kleiner Troſt, wenigſtens dieſen Tag hindurch vor ihm Ruhe zu haben. Ich ſetzte mich in einen Winkel des Schiffes, hüllte mich in meinen Schleyer, und flehte mit heißen Thränen zu Gott, Er wolle die drohende Gefahr von mir abwenden. So ging der Tag vorüber. Die Sonne ging unter — ihre letzten Strahlen waren bereits in dem Meere erloſchen — allein der gefürchtete Schiffsherr kam nicht zum Vorſchein. Indeß bemerkte ich an den Schiffsknechten Unruhe und Beſtürzung. Es ſtanden bald da, bald dort zwey oder drey mit bedenklichen Mienen beyſammen, redeten heimlich mit einander, zuckten die Achſeln, und ſchüttelten die Köpfe. Ich wußte nicht, was dieſes zu bedeuten habe; doch fiel ein Strahl von Hoffnung in mein Herz. Endlich vernahm

ich, der Schiffsherr ſey plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen worden, und es ſtehe mit ihm ſehr ſchlecht. Wirklich ſah er auch die Sonne nicht mehr aufgehen; nach einigen Stunden war er eine Leiche. Ich betrachtete dieſen ſchnellen Tod als eine augenſcheinliche Strafe ſeiner ſchlechten Geſinnungen, und dankte Gott für meine Errettung.“

„Die Schiffsknechte ſchienen über den Verluſt ihres Herrn ſehr beſtürzt, und höchſt aufgebracht über mich. Sie nannten mich die Urheberin ſeiner Pein und ſeines Todes. Sie traten zuſammen, hielten Rath, und beſchloſſen, mich in die Sklaverey zu verkaufen. „So, ſagten ſie, können wir den Tod unſers armen Herrn am beſten rächen; das erlöste Geld aber wird das ſicherſte Mittel ſeyn, uns in unſrer großen Betrübniß zu tröſten.“ Sie hielten es indeß nicht für rathſam, mich in die Seeſtadt hinzubringen! wohin ihr verſtorbener Herr hatte ſegeln wollen, und wo ſie und ihr Herr zu Hauſe waren. Sie fuhren einer andern Seeſtadt zu, wo ſie keine Nachfrage zu fürchten hatten, wie ſie zu dem Rechte gelangten, mich auf ihre eigene Rechnung als Sklavin zu verkaufen.“

„Wir kamen in dieſer Seeſtadt an, und die Schiffsknechte boten mich auf dem Sklavenmarkte für eine anſehnliche Summe Geldes zum Verkauf aus. Ein Sklavenhändler befragte mich, was ich alles gelernt habe, um hiernach, wie er ſagte, zu beurtheilen, ob die Waare auch des Kaufpreiſes werth ſey. Ich war von meiner zarten Jugend an in allen jenen weiblichen Arbeiten unterrichtet worden, die von einer Römerin edler Abkunft gefordert werden. Ich nannte dieſe Künſte; denn ich glaubte mit Recht, ſie könnten dazu beytragen, mein hartes Schickſal zu mildern. Der Sklavenhändler hatte, wie ich nachher erfuhr, von einem reichen Handelshauſe Beſtellung, eine Sklavin, die in dieſen Arbeiten vorzüglich geſchickt wäre, ausfindig zu machen. Er ſprach daher: „Wenn alles ſo iſt, wie du ſagſt, ſo biſt du den geforderten Preis werth; ſollte es ſich aber nicht ſo finden, ſo drehe ich dir den Hals um. Willſt du es auf dieſe Gefahr hin wagen?“ Ich blieb auf meiner Ausſage. Er zählte nun den geldgierigen Schiffern das verlangte Geld auf ein Brett hin; ſie aber ſtrichen es hocherfreut ein, und kehrten damit auf das Schiff zurück.“

„Der Sklavenhändler brachte mich auf ein kleines Zimmer, begegnete mir nicht ohne Achtung, und ließ mir nichts Nöthiges abgehen. Denn er ſchien mit ſeinem Handel ſehr zufrieden. Nach wenigen Tagen ging ein Zug Kameele, alle ſchwer mit Waaren beladen, ab; auch ich, die gleich anderm Kaufmannsgut auf der Liſte ſtand, wurde auf ein Kameel geſetzt, und hieher gebracht in dieſe Stadt. Der Kaufmann, für den die ganze Ladung beſtimmt war, kam, ſobald die Kameele vor ſeinem Hauſe hielten, eilig heraus, las den Brief des Sklavenhändlers, ſchüttelte den Kopf, und machte ein ſehr grämliches Geſicht. Er fand den Geldpreis, den man für mich forderte, zu hoch. Wirklich hatte auch der Sklavenhändler, wie ich ſpäter hörte, dreymal mehr angeſetzt, als er für mich ausgelegt hatte. Der Kaufmann rief indeß einen Handlungsdiener, und ſprach zu ihm: „Sag meiner Frau, ſie ſoll dieſe Sklavin wohl prüfen. Wenn die angegebenen Geſchicklichkeiten ſich wirklich vorfinden ſollten, ſo ließe ſich das Geld mit einigen Prozenten Gewinn noch immer herausſchlagen; widrigen Falls aber ſchicke ich dieſe theure Waare mit den abgehenden Kameelen unverzüglich wieder zurück.“

„Er wandte ſich verdießlich von mir ab, und ging, die übrige Ladung der Kameele zu muſtern. Der Handlungsdiener aber führte mich in ein ſehr prächtiges Zimmer. Die Ehegattin des Kaufmanns ſaß auf einem zierlichen Sopha, und auf dem Tiſche vor ihr lag eine Menge koſtbarer Perlen, aus denen ſie die ſchönſten und größten ſorgfältig auslas, und an goldene Schnüre faßte. Sie war eine Frau von ſanfter, einnehmender Geſichtsbildung; ungeachtet der Pracht um ſie her, war ſie ſehr einfach gekleidet, und voll Demuth und Beſcheidenheit. Sie ſchien über meinen Anblick verwundert, betrachtete mich eine Weile mit wehmüthigen Blicken, und that mit ſanfter Stimme einige Fragen an mich. Ich gewann im erſten Augenblicke Zutrauen zu ihr, beantwortete alle ihre Fragen ohne Bedenken, und verhehlte ihr nicht das Geringſte von der Wahrheit. Allein, ehe ich ausgeredet hatte, ſtand ſie ſchnell auf, eilte mit offenen Armen auf mich zu, fiel mir um den Hals, benetzte mein Angeſicht mit Thränen, und nannte mich ihre geliebte Schweſter. Ich war anfangs darüber ſehr erſtaunt, aber mein Erſtaunen verwandelte ſich bald in eine große Freude. Sie war, wie-

wohl gegen den Willen ihres Mannes, eine Chriſtin, und hatte, da ſie aus meinen Reden vernommen, daß ich auch eine ſey, mich deßhalb Schweſter genannt. „O ſchon lange, ſprach ſie, habe ich zum Herrn gefleht, mir eine chriſtliche Freundin zuzuſenden, deren ich in meiner Lage ſehr nöthig habe. Endlich hat er — Ihm ſey Lob, Preis und Ehre — mein Flehen erhört!“

„Sie hieß mich nun neben ſich auf das Sopha ſitzen, und bat mich, ihr meine Geſchichte ausführlich zu erzählen. Ich that es, und ſie hörte mir unter Vergießung vieler Thränen ſehr aufmerkſam zu. Eine unbeſchreibliche Freude bezeigte ſie über die wunderbare Weiſe, wie Gott dich liebſter Gemahl, und auch mich zum Chriſtenthume berufen hatte. „Meinen guten Aeltern und mir, ſprach ſie, ward das Evangelium ſchon vor mehreren Jahren geprediget, und mein Vater, meine Mutter und ich wurden an Einem Tage getauft. Da meine Aeltern mit Purpur handelten, ſo ließen ſie mir, zum Andenken an jene Purpurhändlerin, die durch Paulus zum Glauben an Chriſtus gekommen, den Namen Lydia geben. Ich war damals beynahe ſchon ein Jahr verheirathet, und meine Aeltern hatten dieſes Haus hier und einen großen Theil der Handlung mir und meinem Manne überlaſſen. Mein Mann befand ſich aber damals, als wir getauft wurden, eben auf einer großen Geſchäftsreiſe. Als er zurückkam und hörte, wir ſeyen Chriſten geworden, erſchrack er ſehr. „Ach, ſagte er, wißt ihr denn nicht, wie ſchrecklich die Chriſten überall verfolgt werden? Ich habe auf meiner Reiſe viele auf eine bedauernswürdige Art hinrichten ſehen. Auch wir ſtehen nun in Gefahr, unſer ganzes Vermögen zu verlieren, und noch dazu das Leben.“ Er machte uns indeß Hoffnung, ſich ſelbſt taufen zu laſſen — wenn es einmal ohne Gefahr geſchehen könne.“

„Nicht lange nachher ſtarb mein Vater. Mein Mann, der nun die ganze Handlung allein zu führen hatte, entſchuldigte ſich jetzt immer, daß ſeine überhäuften Geſchäfte ihm keine Zeit übrig ließen, über die chriſtliche Religion nachzudenken. Ach, er war nur darauf bedacht, ſich Schätze für dieſe Erde zu ſammeln; allein um einen Schatz im Himmel war er unbekümmert. Als nun auch hier in der Stadt die Verfolgung der Chriſten ausbrach, und einige auf eine ſchauerliche Art zu Tode gefoltert wurden, war er vor Schrecken faſt außer ſich. Er zitterte,

wenn meine Mutter oder ich den Namen Chriſtus nur nannten. Er verbot es uns aufs ſtrengſte, dem Gottesdienſte der Chriſten, den ſie heimlich noch hie und da hielten, beyzuwohnen; ja er gab es nicht einmal zu, daß wir die chriſtlichen Frauen in der Stadt beſuchten oder Beſuche von ihnen annahmen. Meine Mutter und ich waren darüber ſehr betrübt, und weinten im Stillen oft heiße Thränen. Vor drei Monaten ward nun dieſe meine Mutter heim gerufen in unſer himmliſches Vaterland, und ließ mich allein und von allen chriſtlichen Freunden und Freundinnen getrennt, in tiefer Betrübniß zurück. Und du kannſt dir nun, ſagte ſie unter einem Strome von Thränen, wohl denken, welch ein Troſt es mir ſeyn muß, in dir eine chriſtliche Schweſter zu finden. Zwar vor der Welt und vor meinem Manne muß ich deine gebietende Frau, und du mußt meine Sklavin bleiben. Allein unter vier Augen ſind wir Schweſtern; ja ich gebe dir, als einer weiſern chriſtlichen Freundin; willig den Vorzug."

„Sie ſtellte mir nun ihre Kinder, zwey kleine liebliche Mädchen vor, und zeigte mir auch ihr kleinſtes Kind, ein ſchönes Knäblein, das noch in der Wiege lag. „Dieſe meine Kinder mußt du mir dem Himmel erziehen helfen, ſprach ſie. Dieſe Perlen ſind mir köſtlicher, als jene Perlen dort auf dem Tiſche und als alle Schätze meines Mannes."

„Lydia redete hierauf mit mir von den Kunſtarbeiten, wegen deren ihr Mann mich gekauft hatte. Ihr vorzüglichſtes Geſchäft, außer der Aufſicht über die Haushaltung, war, Purpur, Byſſus und koſtbaren Schmuck für Frauen zu prüfen, zu ordnen, und zum Verkaufe herzurichten; auch mußte ſie den Sklavinnen, die unausgeſetzt bunte Zeuge webten oder in Gold und Seide ſtickten, die Muſter und Zeichnungen vorlegen und fleißig nachſehen, ob dieſelben auch richtig ausgeführt würden. Sie holte mehrere Zeichnungen zu Stickereyen herbey, und ließ mir die Wahl, was für eine ich in Arbeit nehmen wolle. Ich wählte diejenige, die mir am meiſten gefiel, die aber auch die ſchwerſte war. Sie ſollte mit Gold in Purpur geſtickt werden. Ach, ich hatte nie gedacht, mit einer Kunſt, die ich nur zu meinem Vergnügen trieb, mir noch einſt das tägliche Brod verdienen zu müſſen. Indeß fand ich, daß es ſehr gut iſt, wenn man in der Jugend etwas gelernt

hat. Als der Kaufmann nach einigen Stunden kam, um zu ſehen, wie meine Probearbeit ausfalle, war er mit meiner Geſchicklichkeit und noch beſonders mit meiner Schnelligkeit im Arbeiten höchſt zufrieden, und ertheilte mir einen Lobſpruch, der in ſeinem Munde nicht wenig ſagen wollte. „Nun, ſprach er, das viele Geld, das ich für dich auslegen muß, iſt nicht weggeworfen.“

„Ich mußte aber nunmehr, von Morgens frühe bis ſpät in die Nacht, unaufhörlich arbeiten, und fing an von dem blendenden Glanze des Purpurs und Goldes an den Augen zu leiden. Lydia bat ihren Mann lange vergebens, mir des Tags einige Freyſtunden zu ſchenken. Indeß nahm ſie mich einmal mit in den Garten. Einige fremde Gewächſe hatten ein ſehr dürftiges Ausſehen. Ich ſagte ihr, wie man ſie behandeln müſſe, und wie man überhaupt den ganzen Garten, der zu überladen war, ſehr verſchönern und dabey noch Vieles erſparen könnte. Lydia erzählte dieß ſogleich ihrem Manne, und wußte es dahin zu bringen, daß er mir die Aufſicht über den Garten übertrug. „Die Stunden, ſagte er, die ſie darauf verwendet, ſind dann doch nicht ganz verloren, und kommen uns wieder zu gut.“ Ich nahm mich des Gartens an, verpflegte die fremden Gewächſe, und ſie erholten ſich bald und gediehen herrlich. Auch die vorgeſchlagene Veränderung im Garten wurde vorgenommen und fand bey allen Fremden und Handelsfreunden, die den Garten beſuchten, den vollkommenſten Beyfall. „Was gut ins Auge fällt, ſagte der Kaufmann, und nicht viel koſtet, iſt immer das Beſte. Die Sklavin Theopiſta mag den Garten ferner beſorgen.“ Das Paar Stunden, die ich nun mit Lydia täglich im Garten zubringen durfte, waren meine einzige Erholung.“

„Der ſchlaue Kaufherr hatte bald entdeckt, daß ich eine Chriſtin ſey. Er ließ ſich aber nichts davon merken. Nur ſagte er zu Zeiten: „Die Chriſtenſklaven ſind die treueſten, die willigſten, die fleißigſten von allen; allein für den Kaufmann ſind ſie doch eine gefährliche Waare. Denn wenn ſie nun den wilden Thieren vorgeworfen oder verbrannt werden, wer erſetzt ihm das Kapital, das er für ſie auslegte?“ Lydia hoffte indeß immer, er werde ſich noch zum Chriſtenthume bekehren. „Ach, ſagte ſie öfter, dann wäre unſere Ehe erſt vollkommen glücklich; dann würde unſer Haus eine Wohnung des Himmels werden.“

„Einſt war Lydia gefährlich krank; alle im Hauſe, ſo wie ſie ſelbſt glaubten, ſie werde ſterben. Da ließ ſie ihren Mann bitten, an ihr Sterbebett zu kommen. Dieß fiel ihm ſehr ſchwer; denn er hat, wie alle blos irdiſchgeſinnte Menſchen, eine ganz entſetzliche Furcht vor dem Tode. Indeß kam er, und trat ſcheu und mit allen Zeichen des Schreckens an ihr Bett. Er war nicht wenig erſtaunt, ſie ſo heiter und fröhlich zu ſehen. Er konnte gar nicht begreifen, daß ſie den Tod für etwas Erfreuliches anſehen könne. Er bezeigte ihr ſeine Verwunderung. Sie aber ſprach: „O liebſter Mann! Meine Freudigkeit im Tode kommt daher, daß ich eine Chriſtin bin. Ach, wie ſehr wünſchte ich, daß auch du ein Chriſt ſeyn möchteſt! Was wir von Gütern dieſer Welt haben, muß ich jetzt verlaſſen, und du mußt es einſt, vielleicht bald, auch verlaſſen. Ich weiß es gewiß, daß in jener Welt beſſere Schätze auf mich warten; möchteſt du dir dieſe Ueberzeugung, zu der jeder Menſch durch Glauben an Chriſtus, durch Sinnesänderung und wahre Buſſe gelangen kann, doch auch verſchaffen! Ich bitte dich, thu es doch!"

„Und dann noch eine Bitte! ſprach ſie, indem ſie auf ihre drey Kinder blickte, die weinend und ſchluchzend an ihrem Bette ſtanden. Dieſe unſre Kinder habe ich bisher, während du in deinem Arbeitszimmer oder in deinen Waarengewölben beſchäftigt wareſt, im Glauben der Chriſten erzogen. Ich weiß es, dieſer Glaube iſt das koſtbarſte Kleinod, das ich ihnen hinterlaſſen kann. Ach, ſuche es ihnen nicht zu nehmen! Theopiſta, meine Freundin, iſt eine Chriſtin, wie ich. Sie war immer die zweyte Mutter meiner Kinder und wird es auch ferner ſeyn. Laß ihnen, da ich jetzt dahin ſcheide, dieſe ihre treue Erzieherin. O verſprich mir dieſes, und ich ſterbe freudig" Ihre Heiterkeit, ihre Ruhe, ihre liebevolle Beſorgniß für ihre Kinder machte großen Eindruck auf den Mann. Er verſprach ihre letzte Bitte zu erfüllen, und ſchied weinend von ihr. Indeß wurde Lydia wieder geſund. Der Eindruck aber, den ihr Anblick und ihre Reden auf den Mann gemacht hatten, erloſch nie mehr ganz in ſeinem Herzen. Er ſchien nun dem Chriſtenthume geneigter; er hörte öfter zu, wenn Lydia und ich davon redeten. Und als nun durch die Gnade des Kaiſers die Verfolgungen der Chriſten in unſrer Stadt aufhörten, geſtattete er ſogar, daß

Lydia den chriſtlichen Gottesdienſt beſuchen, und daß ich ſie begleiten durfte, was uns beyden große Freude machte."

„Von dieſer Zeit an, da die Verfolgung der Chriſten eingeſtellt wurde, ging in unſrer ganzen Stadt eine bedeutende Veränderung vor. Eine große Anzahl Männer und Frauen, worunter mehrere ſehr anſehnliche waren, bekannten ſich nun öffentlich zum Chriſtenthum; eine noch größere Zahl fing an, durch dieſes Beyſpiel erweckt, die Lehrer der Chriſten zu hören, und wurde auch gläubig. Ihre Bekehrung blieb auch nicht ohne Früchte, und brachte großen Segen über dieſe Stadt. Unter Anderem wurden nun die armen, geplagten Sklaven, ſie mochten Chriſten ſeyn oder nicht, menſchlicher behandelt. Ja mehrere Kaufleute und vermögliche Gutsbeſitzer ſchenkten ihren chriſtlichen Sklaven die Freyheit. Allein dazu war unſer Kaufherr, ſo ſehr ihn auch Lydia bat, wenigſtens mich frey zu laſſen, noch nicht zu bewegen. Er verſprach es zwar öfter; verſchob es aber immer von einer Zeit auf die andere. Durch all ihr Bitten konnte ſie ihn nicht einmal dahin bringen, daß ich die Sklavenkleidung ablegen und mich ihr ähnlich kleiden dürfe. Er ſcheint zu fürchten, wenn ich nicht durch mein Kleid als Sklavin bezeichnet wäre, könnte ich leicht entfliehen, und ihm könnte ſo der Gewinn von meinen Arbeiten entgehen. Auch hat er ſich noch nicht taufen laſſen. Immer hat er zuvor noch ein wichtiges Handelsgeſchäft zu beendigen, und ehe er dieſes zu Ende gebracht hat, ſieht er ſich ſchon wieder in ein anderes, noch wichtigeres verwickelt. So ſchwer iſt es, nach dem Ausſpruche des Erlöſers, für einen geldgierigen Reichen in das Himmelreich einzugehen. Obwohl mir übrigens die Krankheit des Mannes manche trübe Stunde machte, ſo habe ich der Freundſchaft der edlen Lydia doch unzählige frohe Stunden zu danken. Nur dem Anſcheine nach war ich in ihrem Hauſe eine arme Sklavin, die das Loos der Dienſtbarkeit beſchwert; in der That aber lebte ich zufrieden im Herrn, und nicht ohne Segen für meine Mitmenſchen!"

Als Theopiſta ihre Erzählung geendet hatte, erzählte nun auch Euſtachius die merkwürdigſten Begebenheiten ſeines Lebens und ſprach hierauf: „Unſere Geſchichte, liebſte Gemahlin, und die Geſchichte unſrer Söhne iſt

ganz ein Werk der göttlichen Vorſehung, ein Wunder ſei-
ner Erbarmungen!“

„Wie klar erkenne ich jetzt die Führungen Gottes in unſerm Leben, die mir vorhin ſo dunkel waren! Dort in der Wildniß tröſtete ich mich zum Beyſpiele mit den Worten, daß derjenige, der auf Gott vertraut, den offenen Rachen des Löwen nicht zu fürchten habe — und dennoch wurden meine beyden Söhne ſogleich darauf von einem Löwen und einem andern wilden Thiere geraubt! Das war mir unbegreiflich. Allein hat Gott nicht mich ſelbſt vor dem Löwenrachen geſchützt, und hat Er, was noch mehr iſt, nicht meine Kinder aus dem Rachen der wilden Thiere wunderbar errettet? Und hatte Gott, indem Er mir ſie rauben ließ, nicht dabey, ſo wie bey Allem, was uns begegnete, die weiſeſten und liebevollſten Abſichten? Ach wenn wir im ruhigen Beſitze unſrer Reichthümer und in unſrer Verbindung mit der großen Welt geblieben wären, wenn in unſerem Hauſe, wie das früherhin geſchah, immer eine vornehme Geſellſchaft die andere verdrängt hätte, wenn ſogar unſre Erholungen, zum Beyſpiele meine Jagden, wieder neue Erholungen nöthig gemacht hätten — wie bald hätten wir wieder in das alte Weſen zurück ſinken, und von wahren Chriſten nichts, als den Namen übrig behalten können? Auch die Erziehung der Kinder iſt in einem reichen Hauſe, indem die große Welt ſozuſagen zu Hauſe iſt, vielen Gefahren ausgeſetzt, und wir hätten unſre Söhne wohl nicht ſo gut, als wir wünſchten, erziehen können! Allein Gott fügte es anders und beſſer. Er entzog uns unſre Güter, unſre vornehmen Freunde, die Gunſt des Kaiſers, trennte uns von einander und von unſern Kindern, und überhäufte uns mit Leiden. Ich lenkte nun als ein fleißiger Bauersmann den Pflug, und lernte aus Erfahrung, wie hart die Landleute ihr Stückchen Brod erwerben müſſen. Einſamkeit und Entfernung vom Geräuſche der Welt lehrten mich Gott und mich ſelbſt erſt recht erkennen; die göttliche Lehre Jeſu wurzelte in meinem Innerſten immer tiefer. Du, liebſte Gemahlin, die einſt von der Welt ſo ſehr bewundert wurde, mußteſt als Sklavin dich demüthigen; ſolche Demüthigungen aber ſind ein Reinigungsfeuer, das uns von den Flecken der geheimſten Eitelkeit läutert. Auch unſre zwey Söhne wurden in eine Schule geführt, wo Bethen und Arbeiten ihr beſtändiges, und in der That ſehr

lobenswerthes Geſchäft war, und wo ſie vor den Gefahren der großen Welt bewahrt bleiben.“

„Unſere Leiden gereichten aber nicht nur uns, ſondern auch Andern zum Heile. Mir gelang es unter Gottes Beyſtande die Landleute in jenem Felſenthale zu einem guten, Gott gefälligen Volke, zu bilden. Du, Theopiſta, wurdeſt dem Hauſe, in dem du lebteſt, zum Segen. Auch unſere Söhne konnten, indem ſie freywillig Soldat wurden, ihren Wohlthätern ſich dankbar erzeigen; ſie konnten, geſund und kraftvoll durch ihre ländliche Erziehung, in den Zeiten der Gefahr zur Rettung ihres Vaterlandes beytragen. Und alle unſere Leiden, die uns und Andern zum Segen gereichen, wurden uns überdieß noch durch die Seligkeit unſers Wiederfindens vergütet, wiewohl wir den größern Lohn noch in dem Himmel zu erwarten haben.“

„Jenes hellglänzende Kreuz, das ich einſt im Walde erblickte, gewinnt ſo für uns eine neue ſchöne Bedeutung. Es ward mir zwar dadurch zuerſt angedeutet, wie das Kreuz, das vorhin ein Zeichen der Schmach und des Fluches war, durch das Leiden und den Tod des Erlöſers das Zeichen ſeiner Verherrlichung und unſers Heiles wurde. Allein jenes hellglänzende Kreuz deutete wohl auch darauf, daß auch unſere Leiden, die wir nach dem Worte des Erlöſers als ein Kreuz auf uns nehmen ſollen, zu unſrer Verherrlichung und zu unſerm Heile dienen müſſen. Jedes Kreuz, das uns drückt, ſo ſchmachvoll und ſchmerzlich es uns auch dünken mag, wird uns dereinſt zur Ehre gereichen, und uns in einem ſo herrlichen Lichte erſcheinen, wie mir jenes Kreuz im Walde, das von Strahlen des Himmels umgeben war.“

Seine Gemahlin und ſeine Söhne gaben ihm Recht, freuten ſich der überſtandenen Leiden, und lobten Gott, der durch Nacht zum Licht, durch Leiden zur Freude, und durch Kreuz zum Heile führt.

Indeß war es Nacht geworden. Der Mond glänzte am Himmel, und erleuchtete die nächtliche Gegend. Alles war ſtill; nur der nahe Bach, auf dem das Mondlicht mit zitternden Funken ſpielte, rauſchte leiſe. Der Duft der Blumen ſtieg aus den umliegenden Gärten wie Weihrauch empor. Die Gefühle des Dankes und der Anbethung aber, wovon dieſe vier edlen Herzen durchdrungen waren, erhoben ſich noch lieblicher zum Himmel.

Jetzt ſtand Euſtachius auf. „Es iſt ſpät geworden, ſprach er; mein Amt ruft mich, noch die Meldungen vom Heere zu vernehmen, und Befehle auf Morgen zu ertheilen. Ihr, meine geliebten Söhne, begleitet nun eure Mutter zurück in ihre Wohnung; denn man möchte über ihre Abweſenheit unruhig werden. Morgen frühe werde ich dich, liebſte Gemahlin, in deiner Wohnung beſuchen, dich von dem Kaufmanne aus der Sklaverey loskaufen und deiner gütigen Freundin Lydia meinen Dank bezeigen.“

Achtzehntes Kapitel.

Chriſtliche Tiſchgeſpräche.

Am andern Morgen, da der Feldherr Euſtachius aus ſeinem Schlafzimmer trat: ſtanden ſeine zwey Söhne ſchon in dem Vorzimmer, und begrüßten ihn mit hoher Freude und kindlicher Ehrfurcht. Er ging mit ihnen, ſeine Gemahlin Theopiſta zu beſuchen. Als er in das Haus trat, ſagte man ihm, Theopiſta und Lydia könnten jetzt noch nicht ſogleich einen Beſuch annehmen; der Kaufmann aber ſey ſchon mit Anbruch des Tages in das Lager gegangen, um von den Soldaten erbeutete Koſtbarkeiten einzuhandeln. Euſtachius begab ſich daher mit ſeinen Söhnen einſtweilen in den Garten, der vom Thaue tröpfelnd in der Morgenſonne herrlich glänzte und ſchimmerte. Sie gingen unter vertraulichem Geſpräche in dem Garten auf und ab; über eine kleine Weile kamen zwey Frauen in den Garten. Die Eine; von hoher, edler Geſtalt, war in blendend weißen Byſſus gekleidet, der in feinen Falten bis zur Erde herab floß. Ein purpurrother Frauenmantel mit goldgeſticktem Saume umgab ihre Schultern. Sie ſchlug den zarten Schleyer von Flor, der ihr blühendes Angeſicht verhüllte, zurück; in ihren goldenen Locken glänzten edle Perlen mit ſanftem Silberſchimmer. Es war Theopiſta. Euſtachius erſtaunte über den Glanz ihrer Schönheit. Geſtern Abends, als er ſie das erſte Mal wieder ſah, war ſie blaß geweſen, wie eine Leiche. Ihre Schönheit war verdunkelt, und ihr Angeſicht faſt entſtellt. Allein dieß kam nicht von der Macht der Zeit her, die ihr wenig geſchadet hatte: ſondern von

den anſtrengenden Arbeiten, die ihr am geſtrigen Tage wegen der feſtlichen Bewirthung ſo vieler Gäſte aufgetragen wurden, von den vielen Thränen: die ſie während dem Einzuge des Feldherrn vergoſſen hatte, von der Ohnmacht, in die ſie bey dem Wiederfindrn ihrer zwey Söhne gefallen war, und von dem neuen Freudenſchrecken, der ſie bey dem unerwarteten Anblicke ihres Gemahls einer zweyten Ohnmacht nahe gebracht hatte. Jetzt am Morgen hatte ſie ſich von der Unruhe und den angreifenden Empfindungen des geſtrigen Tages erholt. Ihre Augen glänzten von himmliſchem Entzücken; das ſanfte Roth ihrer Wangen war von der Freude erhöht. Wie ihr Gemahl bey dem erſten Wiederſehen geſtern Abends ihr ſo blühend, wie einſt als Bräutigam, erſchienen war, ſo erſchien auch ſie jetzt ihm wie verjüngt, und ihr Anblick erinnerte ihn an jenen Tag, da ſie im Brautkranze vor ihm ſtand.

Die andere Frau, die nur ſehr einfach gekleidet war, als wäre ſie Theopiſtus Dienerin, war Lydia. Lydia hatte es für geziemend gehalten, ihre Freundin Standes gemäß zu kleiden. Es war eben eine vollſtändige Kleidung fertig geworden, die eine Fürſtin beſtellt hatte. Theopiſta hätte wohl nicht daran gedacht, als ſie, vom Kaufherrn oft ziemlich rauh zur Eile getrieben, mit unermüdetem Fleiße an dem Purpurmantel ſtickte, und manche Thräne auf den goldenen Faden fiel, daß ſie dieſe Kleidung für ſich verfertige. Lydia ſchenkte ſie ihr, ja nöthigte ſie ihr, als der Gemahlin eines Römiſchen Feldherrn ganz geziemend, gleichſam auf. Die Kleidung paßte ihr genau. Der Kaufmann aber, den ſein Gewiſſen ſehr beunruhigte, daß er die Gemahlin des mächtigen Feldherrn ſo ſtrenge zur Arbeit angehalten, hatte ihr nicht nur die Freyheit geſchenkt, ſondern noch obendrein den Perlenſchmuck.

Nachdem Euſtachius und ſeine zwey Söhne Theopiſten begrüßt, und der gütigen Lydia den innigſten Dank bezeigt hatten, wandelten alle zuſammen in dem Garten umher, redeten von den wunderbaren Fügungen Gottes und prieſen mit anbethenden Herzen Gottes heilige Vorſehung. Lydia lud hierauf den Feldherrn und die zwey Hauptmänner ein, mit Theopiſten und ihr, in dem Garten ein kleines Frühſtück zu nehmen. Sie ſetzten ſich an einen Marmortiſch, auf dem verſchiedene Speiſen, Körbchen voll friſchgepflückter Früchte, und ſchön geformte Ge-

fäſſe mit Wein und Milch zierlich geordnet waren. Ein Rebengeländer voll großer purpurner Trauben beſchattete den Tiſch; duftende Blumenbeete mit Lilien und Roſenſträuchen, und Bäume voll goldener Früchte umgaben ihn.

Euſtachius lobte während des Speiſens den Garten. „Der ſchöne Garten, ſprach er, indem er Theopiſten anblickte, macht nicht nur der fleißigen Gärtnerin Ehre; er iſt noch vielmehr ein Schauplatz der Herrlichkeit Gottes. Dieſe Früchte dort, beſtimmt, uns mit ihren kühlenden Säften zu laben, wie ſind ſie auch für das Auge ſo ſchön geformt und gefärbt! Dieſe duftenden Blumen hier bieten uns ihre erquickenden Wohlgerüche in zarten, ſchön gebildeten Kelchen dar. Welche wunderbare Kraft hat der Schöpfer in das rauh ausſehende Holz und in die unanſehnlichen Wurzeln gelegt, ſo liebliche Gebilde und Düfte hervorzutreiben! Ein Garten iſt in der That ein heller Spiegel der Weisheit und Güte Gottes.“

„O ganz gewiß, ſprach Theopiſta; der Garten hier, den ich zu beſorgen hatte, war mir auch immer ein Buch, das der Schöpfer vor meinen Blicken aufgeſchlagen, und Jeſus Chriſtus erklärt hat. Wenn ich die Lilien betrachtete, war es mir immer, als zeigte unſer göttlicher Lehrer mit dem Finger darauf, mich ermahnend, dem Vater im Himmel zu vertrauen, der ſie ſo ſchön kleidete, und alſo noch vielmehr für die Menſchen, ſeine Kinder, freundlich und liebreich beſorgt iſt. Der Baum dort voll guter Früchte lehrte mich, daß ich meine Stelle auf Erden nicht vergebens einnehmen, ſondern reich ſeyn ſoll an guten Werken. Der Weinſtock hier, der in alle Reben, die an ihm feſtgewachſen ſind, Kraft und Leben ausſtrömt, daß ſie viele und köſtliche Trauben hervorbringen, war mir ein liebliches Bild, daß ich nur dann, wenn ich mit Chriſtus innigſt vereinigt bleibe, reiche Früchte hervorbringen könne. Die geringſten Kräuter, Krauſemünze, Dill und Kümmel, wovon einſt viele Iſraeliten den Zehnten gaben, erinnern mich an die Ermahnung Jeſu, daß wir allerdings auch im Kleinſten treu ſeyn, aber darüber das Allergrößte des Geſetzes, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben nicht verabſäumen ſollen. Auch jene Pflanzen, die ich wider meinen Willen aufwachſen ſah, und als Unkraut mit der Wurzel ausriß, brachten mir jene große Lehre Jeſu in den Sinn:

„Jede Pflanze, die mein himmliſcher Vater nicht gepflanzt hat, wird ausgerottet werden.“ Ich lernte daran: Was wir ohne Gott und ſeinen Beyſtand unternehmen, kann nicht beſtehen. Sogar das Kleinſte aller Geſäme, das Senfkörnlein, das ich in die Erde legte, und das nach und nach zu einem baumartigen Strauche erwuchs, war mir lehrreich und eine Ermunterung zum Guten. Es zeigte mir, wie das Reich Gottes, die Herrſchaft des Wahren und Guten, im Menſchen zwar vom Kleinen anfangen, aber täglich wachſen und zunehmen müſſe, bis es ſeine Vollendung erreicht.“

Theopiſtus ſprach jetzt: „Liebſte Mutter, wie dir dein Garten durch die unübertrefflich ſchönen Gleichniſſe Jeſu ſo wichtig und lehrreich wurde, ſo ward es mir mein Hirtenleben, als ich noch auf jenen einſamen Bergfluren die Schafe hütete. Dort war nichts zu ſehen, als ein Hirt, eine Schafheerde und etwa ein Wolf. Es kamen da keine andere Begebenheiten vor, als daß ſich etwa ein Schaf verirrte, oder in eine Grube fiel, oder daß wir, wenn die Zeit dazu gekommen war, die Schafböcke zum Schlachten ausſonderten. Allein eben davon nahm Chriſtus ſo ſchöne Gleichniſſe her, daß mein unbedeutender Beruf dadurch für mich eine höhere Bedeutung erhielt.“

„Was nur immer von der aufopfernden Liebe und zärtlichen Sorgfalt Jeſu für uns Menſchen, und von unſrer folgſamen Liebe und unſerm Vertrauen zu Ihm Lehrreiches geſagt werden kann, wird uns in dem treffenden Gleichniſſe von dem guten Hirten, ſeinen Schafen — und dem Wolfe vor Augen geſtellt. Mein täglicher Beruf lehrte mich täglich: Ein guter Hirt kennt alle ſeine Schafe, rufet ihnen mit Namen, gehet vor ihnen her, leitet ſie mit ſanftem Hirtenſtabe auf grüne Weide und an klare Bäche: ſo leitet uns jener himmliſche gute Hirt, und ſorgt für uns, damit uns nichts Nöthiges abgehe. Täglich ſah und lernte ich: Wie die Schafe ihren Hirten kennen, ſeiner Stimme gehorchen, und ihm folgen, allein die Stimme eines Fremden nicht kennen, und ihm nicht folgen, ſondern vor ihm fliehen — ſo ſollen auch wir den guten Hirten unſrer Seele erkennen, Ihn hören, Ihm folgen; fremden verführeriſchen Stimmen aber kein Gehör geben.“

„Wenn ich den Wolf kommen ſah, der die Schafe anfallen und erwürgen wollte, wenn ich dann ſelbſt das

Leben daran wagte, die Schafe zu vertheidigen — wie wurden mir da jene ſchönen Worte Jeſu ſo klar und lebhaft: „Ich bin ein guter Hirt; ich laſſe mein Leben für meine Schafe; niemand wird ſie mir aus meiner Hand reißen.“ Ach, ſagte ich dann oft, wer ſollte Ihn nicht lieben, und Ihm nicht vertrauen? Ohne Ihn wären die Menſchen eine Heerde ohne Hirten.“

„Das Gleichniß Jeſu von dem verlornen Schafe iſt ſo recht aus dem Hirtenleben herausgenommen. Oft geſchah es, daß ſich ein Schaf von meiner zahlreichen Heerde verirrte, und daß ich dann hinging über Berg und Thal, und nicht aufhörte es zu ſuchen, bis ich es gefunden hatte. Und welche Freude hatte ich, wenn ich es endlich erblickte! Wie trug ich es auf meinen Schultern zurück! Wie rief ich meinen Nachbarn zu: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war! — gerade ſo, wie Jeſus dieß alles beſchreibt. Da gingen mir dann die Worte Jeſu recht zu Herzen: „So wird auch Freude im Himmel ſeyn über einen Sünder, der Buße thut.“ Welche Liebe, welche Erbarmung! dachte ich. Nicht nur angenommen wird der bußfertige Sünder; der ganze Himmel freut ſich noch über ihn. Ich ward ſo gerührt, daß ich jedem Sünder hätte laut zurufen mögen: O möchteſt du denn nicht das wiedergefundene Schaf auf den Schultern des guten Hirten ſeyn!“

„Wenn ein Schaf in eine Grube fiel, und ich dann voll Mitleids es herauszog, kamen mir jene Worte Jeſu zu Sinn: „Wer iſt unter euch, der ein einziges Schaf hat, und der es, wenn es in eine Grube fällt, nicht ſogar am Sabbathe ergreife und herausziehe? Und um wie viel beſſer, als ein Schaf iſt ein Menſch!“ Ich nahm mir dann immer vor, mit einem Menſchen, den ich in Noth ſehen würde, noch vielmehr Erbarmen, als mit einem Schafe zu haben, und ihm zu helfen; zugleich regte ſich ein großes Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und die Liebe Jeſu zu uns Menſchen in meinem Herzen, und ich faßte den Vorſatz in keiner Noth zu verzagen. Denn wie ſollten Gott und ſein lieber Sohn gegen uns nicht barmherziger ſeyn, als ich gegen ein Schaf!“

„Einen ſchauerlichen Eindruck machte es immer auf mich, wenn der Tag kam, wo ich Schafböcke und Schafe auseinander ſcheiden mußte; die Böcke dann fortgetrieben wurden zur Schlachtbank, die Schafe aber

dablieben, und ruhig fortweiden durften auf der ſchönen grünen Weide. Ich dachte dann jenes ſchrecklichen Tages, da der Menſchenſohn in ſeiner Herrlichkeit kommen, und die Böſen und Guten, wie ein Hirt die Schafe und Böcke, von einander ſcheiden wird — und die Böſen dann eingehen werden in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben."

Theopiſtus ſchloß mit den Worten: „Ich redete vielleicht zu viel von bekannten Dingen. Allein ſie gehören zur Geſchichte meines Hirtenlebens; ſie ſind das Wichtigſte, was ich davon erzählen kann. So hat Jeſus auch den einfältigen Hirten in der öden Wildniß ein Buch voll ſchöner Gleichniſſe und Bilder aufgeſchlagen, die uns ſehr lieblich an das erinnern, was uns zum Heile iſt."

„Mein Buch, ſprach Agapius, war der Acker, den ich im Schweiß meines Angeſichts baute, da ich noch ein Bauer war. Es ſey mir erlaubt, auch Einiges von dem, was mir meinen Bauernſtand ſo werth machte, vorzubringen."

„Wenn ich den Acker zum Anſäen herrichtete, Dornen ausreutete, Steine und Felſenſtücke hinausſchaffte, den Acker gegen die Fußtritte der Menſchen und Thiere verzäunte und die Vögel verſcheuchte, ſo dachte ich, wie ich mein Herz vorbereiten und bewahren müſſe, damit die Samenkörner des göttlichen Wortes darin ein gutes Erdreich finden möchten. Es ward mir bey dieſen Arbeiten ſehr klar und anſchaulich: Wer allen Zerſtreuungen einen offnen Weg in ſein Herz geſtattet; weſſen Gemüth einem leicht mit Erden bedeckten Felſen gleicht und keinen tiefen Grund hat; wer die Dornen der Geldſorgen und Wollüſte in ſeinem Herzen aufkommen läßt, bey dem kann jenes göttliche Saamenkorn keine Frucht bringen. Wenn ich auf meinem Acker in der Folge den ſchönen herrlichen Weizen mit Luſt betrachtete, aber dazwiſchen mit Schmerz das verderbliche Unkraut erblickte, das ich ohne dem Weizen zu ſchaden nicht ausrotten konnte, ſo wurde es mir klar, warum Gott die Böſen ſo langmüthig dulde, und daß ihnen die Strafe dennoch nicht ausbleiben werde. Wenn nun endlich die Aerntezeit kam, und wir Schnitter jauchzend die vollen Garben ſammelten, aber Dorn und Unkraut verbrannten; ſo gedachte ich jenes großen Aerntetages, an dem die Engel Gottes als Schnitter kommen, und alle, die Unrecht thun und Ver-

gerniß anrichten, in den Feuerofen werfen, die Gerechten aber dann in dem Reiche ihres Vaters leuchten werden wie die Sonne.“

„Auch die Geräthſchaften, deren ſich der Landmann bedient, waren mir lehrreich. Wenn ich die Hand an den Pflug legte, wohlwiſſend, daß es jetzt nicht müßiges Umherſchauen, ſondern Arbeiten gelte, um etwas auszurichten, ſo dachte ich, daß auch in göttlichen Dingen Saumſeligkeit nichts tauge, und nur ein friſcher, fröhlicher Muth uns im Guten weiter bringe. Wenn ich in dem Siebe das Getreide ausſiebte oder ſichtete, und wohl rüttelte, um alles Schlechte von den guten, reinen Körnern abzuſondern, ſo fiel mir allemal der Wink Jeſu ein, daß auch die Verſuchung für uns Menſchen eine Art von Sichtung ſey, und daß wir wohl Urſache haben, zu bethen, damit unſer Glaube nicht aufhöre, und wir in der Prüfung beſtehen mögen. Wenn ich das Getreidemaaß zur Hand nahm, um Getreide auszumeſſen, ſo dachte ich jenes Wortes: „Mit welchem Maaße ihr ausmeſſet, wird euch wieder eingemeſſen werden.“ Kam ich in die Mühle, wo oft viel ärgerliches Geſchwätz von heidniſchgeſinnten Mneſchen geführt wird, ſo erinnerte mich der Mühlſtein an die Worte Jeſu: „Wehe dem Menſchen, der Aergerniß giebt; es wäre ihm beſſer, daß man ihm einen Mühlſtein an den Hals hänge, und ihn in das Meer verſänke, wo es am tiefſten iſt.“

„Das lieblichſte und erfreulichſte Gleichniß war mir aber das vom Weizenkörnlein, das begraben wird, und wieder vom Tode aufersteht. Es erinnert den Ackersmann, der immer goldenen Saamen in die Furchen ausſtreut, aber einſt, ſelbſt von einer tiefern Furche, dem Grabe, verſchlungen wird, gar ſo tröſtlich daran, daß aus dem Tode neues Leben aufblühe!“

So hat Chriſtus es dem Landmanne ſehr leicht gemacht, ſich bey ſeinen irdiſchen Arbeiten an himmliſche Dinge zu erinnern, und ein Ackersmann edlerer Art zu werden. Es liegt in der Lehre und Lehrart Jeſu etwas ſo Hohes und Einfaches, Klares und Rührendes, das allein ſchon hinreichend iſt, ihre Göttlichkeit zu bewähren.“

Neunzehntes Kapitel.

Die chriſtliche Hausfrau.

Lydia, die treffliche Hausfrau, die bisher immer geſchwiegen hatte, nahm jetzt beſcheiden das Wort. „Es iſt wahr, ſprach ſie, es hat mich oft in Erſtaunen geſetzt, wie Chriſtus ſeine hohen Lehren ſo gar einfach und lieblich in Gleichniſſen von den gemeinſten Dingen des alltäglichen Lebens vortrug, daß auch jede Magd ſie verſtehen kann. Mir fiel dieſes bey den häuslichen Geſchäften, die ich vornahm oder unter meiner Aufſicht von den Mägden vornehmen ließ, oft recht auf. Das Anzünden eines Lichtes, das Spülen der Geſchirre, das Flicken eines Kleides, war Ihm nicht zu ſchlecht, Gleichniſſe davon herzunehmen, um ſich auch den Kleinen und Unmündigen verſtändlich zu machen.“

„Mein ſeliger Vater hatte, bevor ihm das Evangelium verkündet ward, ſchon immer ein großes Verlangen, über jene Wahrheiten Aufſchluß zu erhalten, die jedem vernünftigen Menſchen die wichtigſten ſeyn müſſen. Er machte daher mit einem gelehrten Manne, den man einen Weiſen nannte, Bekanntſchaft. Der gelehrte Mann, dem ſein ernſtes Geſicht und ſein großer Bart ein ſehr ehrwürdiges Anſehen gaben, ſpeiſete öfter bey uns, und redete ſehr viel von dem Urheber der Welt, von Tugend und Unſterblichkeit; er ſprach aber in ſo hohen, prächtig klingenden Ausdrücken, daß ich das Wenigſte davon verſtand, und kein Wort mehr davon weiß. Allein wie ſind die einfachen Gleichniſſe von irdiſchen Dingen, in die Jeſus den Schatz ſeiner himmliſchen Weisheit niederlegte, ſo leicht zu verſtehen, und ſo leicht zu behalten! Sie ſind mir durchaus klar, und ich werde in meiner Haushaltung des Tages hundertmal daran erinnert!“

„Wenn ich ein Licht anzünde und es natürlich nicht unter ein Kornmaaß ſetze, ſondern es auf den Leuchter ſtelle, fällt mir ein, daß wir unſer Licht vor den Menſchen ſollen leuchten laſſen, damit ſie unſre guten Werke ſehen, und den Vater im Himmel preiſen. Wenn die Mägde die Geſchürre, die Schüſſeln und Becher, glänzend rein ſpülen und fegen, ſo erinnere ich mich,

daß auch Alles, was in Schüſſeln und Bechern aufgeſetzt wird, rechtmäſſig erworben ſeyn müſſe, damit Alles rein ſey. Finde ich es nöthig, ein altes Kleid ausbeſſern zu laſſen, ſo ſchneide ich dazu kein Stück vom guten, neuen Tuche ab. Das hieße das neue Tuch verſchwenden; es ſchickte ſich auch nicht zum alten Kleide, und der Riß würde wohl nur noch größer. Und da fällt mir dann allemal das Gleichniß Jeſu ein, in dem Er uns zu verſtehen gibt, unſre Tugend ſoll kein ſo elendes Flickwerk, ſondern lieber ein ganz neues Kleid ſeyn, das aus Einem Stücke gemacht iſt. Sogar das Einfädeln der Nadel lehrt mich: So wenig ein Kameel durch das kleine Nadelöhr geht, ſo wenig kann ein Geiziger in das Himmelreich eingehen."

„Und da muß ich, wie im Vorbeygehen, noch bemerken: Wann ſo ein hoch und ſchwer bepacktes Kameel vor unſerm Hauſe ankam, fand ich dieſes Gleichniß immer beſonders treffend. Ach, das arme Thier! ſprach ich oft; all der Reichthum, den es trägt, drückt es nur, und nützt ihm nichts. Dieſem Laſtthiere gleicht der habſüchtige Reiche, der mit vieler Sorge und Beſchwerde Schätze auf Schätze häuft, und keinen Gebrauch davon macht. Wie das beladene Kameel vor unſrer Pforte abgepackt werden muß, ehe man es herein führen kann, ſo muß auch ein ſolcher Reicher ſich ſeiner Geldſorgen und ſeiner Anhänglichkeit an Erdenſchätze entladen, wenn er durch jene enge Pforte eingehen will, die zum Leben und zur ewigen Seligkeit führt."

„Komme ich auf den Hühnerhof, das Geflügel zu füttern, ſo iſt mir die Henne, die ihre Jungen unter ihren Flügeln verſammelt, ein Sinnbild der Liebe JEſu zu uns Menſchen, der uns alle um ſich verſammeln und unter ſeinen Schutz nehmen will; die Taube iſt mir ein Bild der Unſchuld und Einfalt: ſelbſt der Spatz, der ſich, einige Körner aufzupicken, ungerufen vom Dache einfindet, und deſſen der himmliſche Vater nicht vergißt, verkündet mir, daß dieſer Vater noch vielmehr für mich beſorgt ſey."

„Eben ſo finde ich in der Küche genug zu denken. Das Feuer, das auf dem Heerde lodert, das Waſſer, das in der Küche nie fehlen darf, das Salz, das bey dem Kochen unentbehrlich iſt, ſind lauter Gegenſtände, von denen Jeſus mehrere ſo inhaltreiche, als bekannte

Gleichniſſe hergenommen hat; ſie alle anzuführen, würde zu weitläuftig ſeyn. Doch muß ich noch einiger erwähnen, die mir ganz vorzüglich einleuchten. Wenn meine Mägde den Sauerteig unter das Mehl bringen, um ganz durchſäuertes, ſchmackhaftes Brod zu backen, ſo wird mir da beſonders klar, wie die Religion Jeſu unſer ganzes Thun und Laſſen durchdringen müſſe, um es ſchmackhaft und genießbar zu machen. Wenn in der Küche manchmal, um Gäſte zu bewirthen, gar ſo große Zurüſtungen gemacht wurden, und ſo viele Hände in Bewegung waren, Speiſen zu bereiten, ſo war es mir immer, als ſagte mir Jeſus: „Gebt euch doch nicht ſo viele Mühe um die vergängliche Speiſe; bemüht euch vielmehr um jene bleibende Speiſe für das ewige Leben, die euch der Menſchenſohn giebt." Wenn ich in der Küche auch nur ein Ey aufſchlage, ſo fällt mir das Wort Jeſu ein: „Ein Vater giebt ſeinem Kinde, das ihn um ein Ey bittet, keinen Skorpion; wie vielmehr wird der Vater im Himmel denen, die Ihn darum bitten, gute Gaben, ja die beſte aller Gaben, ſeinen Geiſt geben."

„Zu meiner großen Freude nahm Jeſus auch einige ſehr ſchöne Gleichniſſe von den Geſchäften her, die wir Kaufleute zu führen haben. Der Kaufmann, der mit Perlen handelt und eine ganz einzige unſchätzbare Perle findet, giebt eine Menge geringerer Waaren wohlfeilen Preiſes hin, um die Summe aufzubringen, jene Perle zu erkaufen. So ſollen auch wir bereit ſeyn, alle irdiſche Güter willig hinzugeben, um jener himmliſchen Perle, der ächten Tugend und der ewigen Seligkeit, theilhaft zu werden. Die Berechnung von Gewinn und Verluſt, die dem Kaufmanne oft vieles Kopfbrechen macht, mahnt mich an jene höhere Rechenkunſt, die Jeſus in die wenigen Worte zuſammen faßt, „Was helfe es dem Menſchen, wenn er auch die ganze Welt gewänne, aber an ſeiner Seele Schaden litte!" Das Ellenmaaß erinnert mich, daß wir mit allen unſern Sorgen der Länge unſers Leibes — oder auch unſers Lebens — keine Elle beyſetzen können, und alſo ſehr wohl thun würden, unſre Sorgen auf höhere Dinge zu richten, wo ſie beſſer angewendet und nicht ohne Nutzen ſeyn werden. Der Gebrauch, den Käufern irgend eine Kleinigkeit mit in den Kauf zu geben, die Dareingabe genannt, ließ mich die Worte Jeſu nicht vergeſſen: „Trachtet zuerſt nach dem Reiche Gottes und

ſeiner Gerechtigkeit; alles Uebrige wird euch dann (gleichſam noch als Zugabe) obendrein gegeben werden.“

„Selbſt hier am Tiſche bringt mir die Mücke, die da in die Schale mit Milch fiel, und die ich heraus zu nehmen eilte, die Lehre Jeſu ins Gedächtniß: Weh denen, die da Mücken durchſeihen, aber Kameele verſchlucken — zwar geringe Fehler meiden, aber ſich großer Laſter, des Mangels an Glauben und Liebe, ſchuldig machen. Das Bröcklein Brod hier erinnert mich an das Wort Jeſu, womit Er weiſe Sparſamkeit empfiehlt: „Sammelt die Bröcklein, damit ſie nicht verloren gehen.“ Sogar die Broſamlein auf dem Tiſche predigen mir die große Lehre von einer allvergeltenden Gerechtigkeit — ſie erinnern an den unbarmherzigen Reichen, der dem ſchmachtenden Armen nicht einmal ein Broſamlein zukommen ließ, und deßhalb in der andern Welt vergebens um ein Waſſertröpflein flehte.“

Euſtachius hatte ihr mit Beyfall zugehört. „Ja, es iſt wahr, ſagte er, die Lehre Jeſu iſt in jeder Hinſicht unübertrefflich, im Großen wie im Kleinen; ſeine Gleichniſſe ſind ſo göttlich erhaben, als menſchlich ſchön. Er macht die ganze Natur zu uns ſprechen; den kleinſten Dingen öffnet Er gleichſam die Lippen, daß ſie uns heilſame Lehren verkünden. Ein Kind kann, ſo viel für ſein zartes Alter nöthig iſt, davon verſtehen und ein Mann findet ſein ganzes Leben lang genug, darüber zu denken. Möchten wir die Natur mit dem Blicke Jeſu anſchauen lernen; möchten wir ſeinen Fingerzeigen zufolge, ihre Lehren vernehmen, und an uns Früchte bringen laſſen fürs ewige Leben!“

Jetzt, da Euſtachius ſchwieg, näherten die zwey tapfern Krieger Akazius und Antiochus, die ſchon einige Zeit unbemerkt in einer kleinen Entfernung ſtanden, ſich der Geſellſchaft. Sie hatten erſt dieſen Morgen mit unbeſchreiblicher Freude vernommen, daß die Gemahlin und die Söhne ihres Feldherrn, die als todt betrauert wurden, noch am Leben ſeyen, und wieder gefunden worden; die treuen Diener waren deßhalb gekommen, ihnen dieſe Freude zu bezeigen. Allein die ehrlichen, gutherzigen Männer konnten vor Freude kaum reden, und die hellen Thränen tröpfelten über ihre rauhen Bärte. Theopiſta bot ihnen freundlich die Hand, und Agapius und Theopiſtus umarmten ſie. Akazius ſprach: „So ſchmerzlich ich über

den vermeynten Tod unſrer edlen Frau und ihrer gelieb= ten Söhne weinen mußte; ſo ſüße Thränen weine ich jetzt, da ich alle drey wieder lebend vor mir ſtehen ſehe.“ An= tiochus ſagte: „Mir iſt es nicht anders, als wären ſie wirklich vom Tode auferſtanden. Ja, ich denke, die Se= ligkeit, die an dieſem glücklichen Morgen und in dieſem freundlichen Garten mein Herz erfüllt, reiche beynah an die Seligkeit, die Magdalena am Auferſtehungsmorgen in jenem Garten empfinden mußte, als der Auferſtandene lebend vor ihr ſtand. Wahrhaftig, die Freude an dem allgemeinen Auferſtehungstage wird unausſprechlich groß ſeyn!“

Euſtachius ſprach hierauf: „Es iſt jetzt Zeit, daß ich mich in dem Lager zeige. Ihr, meine Söhne, begleitet mich. Du, meine Gemahlin, bleibe bey deiner geliebten Freundin, bis wir wieder kommen.“ Als er ſich, in Mitte ſeiner zwey Söhne und von den beyden alten Kriegern begleitet, dem Kriegslager näherte, kam alles darin in Bewegung. Es entſtand ein freudiges Getümmel und eine anſcheinende große Verwirrung; allein in einigen Augen= blicken ſtand das ganze Heer in großer Ordnung da. Die Soldaten begrüßten ihren Feldherrn und ſeine zwey Söh= ne mit lautem Freudenruf, der den Jubel der Trompeten überſtimmte. Alle wünſchten dem trefflichen Vater und den edlen Söhnen Glück, und mancher ehrliche Krieger ſprach: „Wenn unſer Feldherr ſeine Söhne, die er vor al= len jungen Kriegern auszeichnete, ſchon früher gekannt hätte, ſo könnte man denken, die väterliche Zärtlichkeit hätte doch immer einigen Antheil an ihrer Erhebung ge= habt. Allein jetzt müßen Offiziere und Soldaten einſtim= mig bekennen, daß er die Perſon nicht anſah, ſondern blos der Tapferkeit und dem Edelmuthe der jungen Helden Gerechtigkeit wiederfahren ließ. O welche Freude für den Vater, in den unbekannten Jünglingen, die er für die vortrefflichſten erklärte, nun ſeine Söhne zu erkennen!“

Euſtachius gab ſeinem Heere auf den Abend ein Freu= denfeſt; am folgenden Morgen aber brach er mit dem Heere auf. Er ritt an der Spitze ſeiner Legion; ſeine Ge= mahlin aber, in einem prächtigen Reiſewagen ſitzend, und von ihren zwey Söhnen zu Pferde begleitet, folgte dem Zuge.

Zwanzigſtes Kapitel.

„Sey treu bis in den Tod, ſo werde ich dir die Krone des Lebens geben."

Euſtachius war nunmehr wieder ſo glücklich, als es ſich ein Menſch auf Erden nur immer wünſchen kann. Er hatte mächtige Feinde beſiegt, und wurde überall als Sieger mit frohem Jubel begrüßt; er hatte ſeine geliebte Gemahlin wieder gefunden, und in den edelſten Jünglingen unter dem Heere, mit unausſprechlicher Vaterfreude, unerwartet ſeine verlornen zwey Söhne erkannt; er war auf dem Wege nach Rom, wo das erfreute Römervolk ſchon Anſtalten traf, ihn im Triumphe aufzunehmen.

Wenn dieſe Geſchichte nur erfunden wäre, den Leſer zu vergnügen, ſo müßte ſie mit dieſem triumphirenden Einzuge nothwendig ſchließen; allein um der Wahrheit getreu zu bleiben, darf eine Begebenheit nicht verſchwiegen werden, über die zwar jedes fühlende Herz die tiefſte Betrübniß empfinden muß, die aber in den Augen des wahren Chriſten groß und herrlich iſt, und bey allen traurigen Empfindungen, die ſie erregt, zugleich hohen Troſt gewährt. Anſtatt des Lorbeerkranzes, womit der Kaiſer den edlen Krieger krönen wollte, wartete ſeiner noch eine herrlichere Siegeskrone.

Ehe Euſtachius in Rom ankam, ſtarb Kaiſer Trajan. Adrian, ein naher Anverwandter und angenommener Sohn des verſtorbenen Kaiſers, gelangte zur Regierung. Dieſer neue Kaiſer war ein ſehr heftiger Anhänger der heidniſchen Vielgötterey, und die Lehre der Chriſten, es ſey nur Ein Gott, war ihm höchſt verhaßt. Ueberdieß war er noch ſonſt ſehr abergläubiſch, der Sterndeuterey und Wahrſagerey ergeben, und von finſterer, grauſamer Gemüthsart. Eine beſondere Angelegenheit machte er ſich daraus, den Ruhm ſeines Vorfahrers und Wohlthäters Trajan zu verdunkeln, und wo es nur immer anging, eine ganz entgegen geſetzte Regierungsart einzuführen. Er ließ daher auch die Chriſten aufs neue mit großer Wuth verfolgen.

Kaiſer Trajan hatte die Chriſten früherhin zwar auch

grauſam verfolgen laſſen. Unzählige wurden auf eine ſchauerliche, ſchmerzvolle Art hingerichtet. Unter Andern wurde Ignazius, Biſchof zu Antiochia, ein Jünger des heiligen Apoſtels Johannes, auf Trajans Befehl nach Rom gebracht, und dort den wilden Thieren vorgeworfen, die ihn auch ſogleich auffraßen, und nur mehr einige Gebeine von ihm übrig ließen.

Allein ſpäterhin hat Kaiſer Trajan, wie es ſcheint, eine beſſere Meynung von den Chriſten gefaßt. Die günſtigen Berichte der Statthalter und Landpfleger mögen vieles dazu beygetragen haben. Es iſt noch ein Brief des berühmten Plinius, Statthalters in Bythinien, auf unſere Zeiten gekommen, in dem ein ſehr rühmliches Zeugniß für die Chriſten enthalten iſt. Plinius ſagt darin, daß er ſowohl von denen, die aus Furcht der Todesſtrafe den chriſtlichen Glauben verließen, als von denen, die auf der Folter ihrem Glauben getreu blieben, nichts habe herausbringen können, als daß ſie an einem beſtimmten Tage der Woche ſich vor Sonnenaufgang verſammelten, ihrem Chriſtus, den ſie als einen Gott verehren, einen Lobgeſang anſtimmten, und dann feyerlich angelobten, nichts Böſes zu thun, keinen Diebſtahl, Raub oder Ehebruch zu begehen, ihr gegebenes Wort heilig zu halten, und anvertrautes Gut, ſobald es verlangt würde, getreulich wieder zurückzuſtellen; darauf ſeyen ſie aus einander gegangen, hätten ſich aber an dieſem Tage noch einmal zu einer gemeinſchaftlichen Mahlzeit, jedoch in aller Ehrbarkeit und Unſchuld verſammelt; aber auch dieſes hätten ſie unterlaſſen, ſobald auf Befehl des Kaiſers alle Verſammlungen dieſer Art verboten worden.

Kaiſer Trajan milderte, wie wir auch aus ſeiner Antwort an Plinius erſehen, die Verfolgung der Chriſten. Er hob zwar, vielleicht blos aus Staatsklugheit, die Todesſtrafe nicht gänzlich auf; allein er verbot von nun an die Chriſten aufzuſuchen, oder auszuforſchen, wer ein Chriſt ſey, oder ſogleich auf jede Anklage zu achten. Wenn es ihm auch bekannt war, dieſer oder jener ſey ein Chriſt, ſo that er nicht dergleichen, als wüßte ers, und wie es ſcheint, war es ihm ſehr lieb, wenn die Sache nicht weiter zur Sprache kam. Die Verfolgungen hörten beynahe ganz auf. Kaiſer Adrian aber, der in der Folge ſogar an den Stellen, wo Jeſus Chriſtus geboren wurde, wo Er am Kreuze ſtarb, und wo Er auferſtand, Götzenbilder

errichten ließ, legte ſogleich bey dem Antritte ſeiner Regierung ſeinen Haß gegen die Chriſten an den Tag. Das Feuer der Verfolgungen, das beynahe erloſchen war, loderte aufs neue empor. Viele Chriſten wurden gefoltert, und aufs grauſamſte ermordet. Es erſcholl wieder, wie früherhin das furchtbare Geſchrey des wüthenden Heidenvolkes! „Werft die Chriſten den Löwen vor!“

Als Euſtachius zu Rom ankam, nahm Kaiſer Adrian den ſiegreichen Feldherrn ſehr gütig auf, lobte ihn wegen der überreichten Siegeszeichen, verſicherte ihn ſeiner Gnade und überhaufte ihn mit Geſchenken. Der Kaiſer ordnete hierauf ein Siegesfeſt an, und ſtand an dem dazu beſtimmten Tage wirklich ſchon bereit, ſich mit großer Pracht und zahlreichem Gefolge in den Tempel zu begeben, und ſeinen Göttern ein feyerliches Opfer zu entrichten. Euſtachius ſollte ihn begleiten, um dort an den Altären der heidniſchen Götter Weihrauch in die Glut zu ſtreuen, und dann aus der Hand des Kaiſers den Lorbeerkranz zu erhalten. Allein Euſtachius weigerte ſich, den Kaiſer dahin zu begleiten, und die Schwelle des Tempels zu betreten.

„Wie? rief der Kaiſer entrüſtet, den vaterländiſchen Göttern willſt du für deine Siege kein Opfer darbringen? Du glaubſt ihnen keinen Dank ſchuldig zu ſeyn, daß ſie dir deine Gemahlin und deine Söhne wieder geſund und unverletzt zuführten?“

Euſtachius antwortete freymüthig und furchtlos: „Mein Kaiſer! ich bin ein Chriſt. Der Gott, den wir Chriſten anbethen, verlieh mir durch ſeinen Sohn Jeſus Chriſtus den Sieg; Er gab mir meine Gemahlin und mei- Söhne wieder zurück. Ihm allein bin ich Dankopfer ſchuldig. Niemals werde ich deine Götter anbethen; ſie ſind nur eitle Traumbilder menſchlicher Einbildungskraft, oder lebloſe Götzen von Menſchenhand aus Stein oder Erz gebildet. Ich bethe den wahrhaftigen und lebendigen Gott allein an, der Himmel und Erde geſchaffen, und ſeinen eingebornen Sohn in die Welt geſchickt hat, die Menſchen von Irrthum und Sünde, Elend und Tod zu erlöſen.“

Der Kaiſer glühte vor Zorn; ſo aufgebracht er aber war, ſo hielt er ſich noch zurück und ſtellte ſich freundlich. Er mochte es für unſchicklich, ja zur Zeit noch für gefährlich halten, den rühmlichen Sieger ſchmählichen Stra-

fen zu unterwerfen. Er wollte erſt verſuchen, was Schmeicheleyen und Verſprechungen über ihn vermöchten. Er bot ſeine ganze Beredſamkeit auf; allein Euſtachius blieb unbeweglich. Der Kaiſer entließ ihn ohne ein beſonderes Zeichen ſeiner Ungnade; er verabredete aber heimlich mit einigen vornehmen Römern und Römerinnen, die mit Euſtachius und Theopiſta aufgewachſen waren, ſie ſollten es dahin zu bringen ſuchen, daß Theopiſta und ihre Söhne den geliebten Gemahl und Vater, mit Thränen in den Augen und auf ihren Knien, bitten möchten, ſich durch ſeinen unbeugſamen Sinn nicht dem Zorne des Kaiſers auszuſetzen, ſondern den Göttern zu opfern.

Die fromme Gemahlin und die edlen Söhne ſchauderten vor einem ſolchen Antrage, der jedem beſonders gemacht wurde, einmüthig zurück; alle waren feſt entſchloſſen, lieber zu ſterben, als Gott und Jeſum Chriſtum zu verläugnen. Ohne daß Eines um das Andere wußte, kamen ſie bey Euſtachius zuſammen und erzählten ihm, was vorgegangen war. Vater, Mutter und Söhne beſtärkten einander in dem Entſchluſſe, zu ſterben; denn ſie waren nunmehr überzeugt, daß Gott ſie deßhalb wieder lebend zuſammen geführt habe, um einander zu ermuntern, Gott und ihren Erlöſer durch ihren Tod zu verherrlichen.

Als der Kaiſer ſah, der Weg der Güte, alle Schmeicheleyen und Verſprechungen, alle Reize, die Ehre, Reichthum und Wolluſt für gewöhnliche Menſchen haben, ſeyen hier vergebens angebracht, verſuchte er es, den Euſtachius und ſeine Familie durch Drohungen zu ſchrecken. Er ließ den Euſtachius rufen, und ſprach zu ihm: „Wie ich höre, haſt du dich noch nicht eines Beſſern beſonnen; auch deine Gemahlin und deine Söhne ſollen, wie man ſagt, ſo halsſtärrig ſeyn, wie du. Gehorche meinen Befehlen, oder ich werde dich nebſt Weib und Kindern dem Richter übergeben, und dem Gerichte ſeinen Lauf laſſen. Rechne darauf, es wartet dann auf euch alle ein gräßlicher Tod.“

Euſtachius ſprach: „Lieber Kaiſer, ich bin bereit, dir in Allem, was recht und billig iſt, zu gehorchen; mit Freuden will ich für das Wohl des Römervolkes, wie ich das ſchon öfter gethan habe, mein Blut vergießen. Allein gegen mein Gewiſſen kann ich nicht handeln; darüber hat

niemand als Gott allein zu gebieten — und Gott muß man mehr gehorchen als den Menſchen.“

Der Kaiſer forderte ihm im größten Zorn die Ehrenzeichen der Feldherrnwürde ab, befahl der Wache, ihn in das Gefängniß zu führen, und auch Theopiſten und die beyden Söhne gefangen zu nehmen. Sie wurden vor Gericht geſtellt. Euſtachius, ſeine Gemahlin und ſeine Söhne legten mit aller Freymüthigkeit das gute Bekenntniß ab, ſie ſeyen Chriſten und wollen als Chriſten leben und ſterben. Sie wurden verurtheilt, auf dem öffentlichen Schauplatze den wilden Thieren vorgeworfen zu werden.

Der Schauplatz war ein ungeheuer großer, runder Platz, der mit Sand beſtreut war; ſteinerne Bänke, eine immer höher als die andere, zogen ſich in weiten Kreiſen umher, und erhoben ſich, geräumig genug hundert Tauſende von Menſchen zu faſſen, faſt bis an die Wolken. Der ſchreckliche Tag brach an. Eine unzählige Menge von Menſchen erfüllte die ſteinernen Sitze von unten bis oben, um da, außer Gefahr, dem ſchrecklichen Schauſpiele zuzuſehen. Der edle Feldherr Euſtachius, ſeine Gemahlin und ſeine Söhne wurden unter einer Bedeckung von Soldaten gebracht. Die Gerichtsdiener ſtellten ſie in die Mitte des Schauplatzes, und entfernten ſich. Die heldenmüthigen Seelen aber freuten ſich, auf eben dem Platze, wo einſt Ignazius unter den Zähnen wilder Thiere blutete, die Märtyrerkrone zu erlangen. Wohl mochten ſie ſeines ſchönen, ſinnvollen Wortes gedenken: „Ich bin ein Getreide Gottes; ich muß von den Zähnen wilder Thiere zermalmt werden, um als ein reines Brod Chriſti erfunden zu werden.“

Das rohe Heidenvolk forderte mit furchtbarem Geſchrey, und tobendem Ungeſtüm, man ſolle die wilden Thiere loslaſſen. Es war dieſem Volke eine ſchauerliche Luſt, es mit Augen anzuſehen, wie ſchuldloſe Menſchen von wilden Thieren zerfleiſcht und verſchlungen wurden! Die Fallen der Thierbehältniſſe wurden aufgezogen; vier furchtbare Löwen ſtürzten hervor. Allein ſie thaten den Heiligen nichts zu leid; ſie ſchmiegten ſich vielmehr, wie ſanfte Lämmer zu ihren Füßen. Das Volk ging unzufrieden und murrend auseinander. Dieſe Menſchen erkannten es nicht, daß ſie grauſamer ſeyen, als die wilden Thiere.

Der Kaiſer war über dieſen Ausgang ſehr unwillig; Euſtachius und ſeine Leidensgefährten wurden zu einer andern noch gräßlicheren Todesart verurtheilt, Sie ſollten in einem ungeheuren, ehernen Ofen, der nach einer bekannten grauſamen Erfindung, von außen die Geſtalt eines wilden Stieres hatte, verbrannt werden. Schon Abends zuvor wurden mehrere Klafter Holz herbeygeführt, und der Ofen untergeſchnürt, um ihn glühend zu machen, Eine unzählige Menge Volkes verſammelte ſich am folgenden Morgen, ſo nahe, als es die Hitze geſtattete, um den glühenden, ehernen Stier. Die Märtyrer wurden gebracht, um durch eine Seitenthüre in den Ofen geworfen und darin verſchloſſen zu werden. Euſtachius bieb in der Nähe des glühenden Ofens ſtehen, erhob Augen und Hände zum Himmel, und bethete mit lauter Stimme, und ſeine Söhne und ihre Mutter betheten in der Tiefe ihres Herzens mit ihm: „Allchächtiger Gott, Herr Himmels und der Erde! Erhöre unſer Flehen, und verleihe uns Deinen Dienern, daß wir, durch das Feuer ausgeglüht und bewährt, des Erbtheiles Deiner Heiligen theilhaftig werden mögen. Du haſt uns den Glanz, den wir vormals in dieſer Welt hatten, auf kurze Zeit wieder zurück gegeben; gieb uns anſtatt dieſer eitlen, ſchnell vorüber gehenden Ehre nunmehr jene Herrlichkeit; die kein Ende mehr nimmt. Sieh, wir opfern uns Dir willig und freudig auf. Das Feuer lodert bereits, Dir ein Brandopfer zu bereiten. Vater, Mutter und Söhne ſtehen als Opfer bereit. Laß Dir dieſes Opfer gefallen, diejenigen aber beſchämt werden, die ſich Dir widerſetzen. Dein nie genug geprieſener Name werde durch uns, Deine geringen Diener, verherrlicht. Ja, verſchmähe dieſes Opfer nicht, wie du das Opfer Abels, das Opfer Abrahams und das Blut des erſten Märtyrers Stephanus nicht verſchmäht haſt. Verleih uns und allen, die nach uns noch künftig den nämlichen Leidensweg gehen werden, Heil und Erlöſung von allen Uebeln, die uns in dieſem Jammerthale der Erde beſchweren, und nimm uns alle auf in dein Reich!“

Nach dieſem Gebethe vernahmen alle in ihrem Herzen, daß Gott dazu Amen ſage; und wohl alle Heiligen und Engel im Himmel wiederholten das Amen jubelnd und frohlockend.

Euſtachius, ſeine Gemahlin und ſeine Söhne wurden

in den Ofen geworfen, und waren wohl augenblicklich des Todes. Ihre Geiſter wurden in den Himmel verſetzt; ihre Leiber aber fand man, da nach drey Tagen der Ofen geöffnet wurde, von dem Feuer nicht zerſtört, ja wie die Sage will, unverſehrt. Fromme Chriſten beſtatteten ſie zur Erde.

Das Andenken der heiligen Märtyrer Euſtachius, Theopiſta, Agapius und Theopiſtus blieb unter den Chriſten im Segen; ja um ihr Andenken auch den Chriſten künftiger Zeiten unvergeßlich zu machen, wurden ihre Namen in das Gedächtnißbuch aller heiligen Märtyrer eingetragen, und der zwanzigſte Tag des Herbſtmonats zu ihrem Gedächtnißtage beſtimmt.

Nachdem die Verfolgung der Chriſten, die noch zwey Jahrhunderte währte, endlich aufgehört hatte, erbaute man in der Gegend von Tibur, jetzt Tivoli genannt, an eben der Stelle, wo Euſtachius einſt auf der Jagd die himmliſche Erſcheinung geſehen hatte, eine Kapelle; über dem Grabe, in dem die Gebeine des heiligen Euſtachius, ſeiner Gemahlin und ſeiner zwey Söhne ruhen, wurde eine Kirche erbauet. Dieſe alte und herrliche Kirche ſteht in Rom noch. Zum Andenken an die Wohlthätigkeit des heiligen Euſtachius, die der Anfang ſeiner Bekehrung war und ihm Gottes Wohlgefallen erwarb, werden in dieſer Kirche von dem Römiſchen Volke jährlich reichliche Almoſen dargebracht, und dann unter die Hausarmen ausgetheilt. Die Vertheilung der milden Gaben wird mit folgendem Gebethe beſchloſſen:

„Verleihe, o Gott, Deinen Dienern, die dem Beyſpiele des ſeligen Euſtachius nachahmen und die Armen Deiner Kirche auf Erden durch milde Gaben erfreuen, Gewährung ihrer Bitten, damit ſie mit ihm und ſeinen Leidensgenoſſen ſich bey Dir in der Herrlichkeit des Himmels ewig erfreuen mögen, durch Jeſum Chriſtum, deinen Sohn, unſern Herrn! Amen."

Stadtbibliothek Augsburg

8° L.D.
Schmid
1828

Schmid, Christoph von,

Eustachius eine Geschichte der christlichen Vorzeit ; mit einem
Titelkupfer

Reutlingen 1828

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 122
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279402-1